Freie Universität Bozen | Brixen
Libera Università di Bolzano | Bressanone
Università Liedia de Bulsan | Persenon
Fakultät für Bildungswissenschaften | Facoltà di Scienze della Formazione | Facultà de Sciënza dla Formazion

Laureatsstudiengang Bildungswissenschaften für den Primarbereich
3.Studienjahr
Sommersemester 2005/2006

Didaktik der Geschichte

Univ.-Prof. Dr. Carl August Lückerath

Lokal-und Regionalgeschichte als Teil der Landesgeschichte Tirols

Beispielhaft dargestellt an der folgenden ausgewählten historischen Stätte:

Das Martelltal

„Schianbliamltol"- das Tal zwischen Gletscher und Erdbeeren

Ausgearbeitet von
Regensburger Sandra

Inhaltsverzeichnis

1. Raum (Geopolotische Situation).....4

1.1 Geographische Lage.....4

1.2 Topographische Situation.....7

1.3 Reliefenergie.....9

1.4 Hydrosystem.....9

2. Zeit (Geschichtliche Epochen) 14

2.1 Allgemeine Geschichte.....14

- Vor- und Frühgeschichte
- Antike
- Früh-, Hoch- und Spätmittelalter
- Frühneuzeit
- Neuzeit
- Zeitgeschichte

3. Historische Einzelaspekte.....19

3.1 Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte.....19

3.2 Sprachgeschichte.....22

3.3 Religions- und Kirchengeschichte.....23

3.4 Politische Geschichte.....25

3.5 Militärgeschichte.....27

3.6 Dynastie- und Landesgeschichte.....30

3.7 Dorf-, Stadt- und Stadtteilgeschichte.....30

3.8 Personengeschichte.....31

3.9 Verfassungs- und Rechtsgeschichte.....34

3.10 Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeschichte.....35

3.11 Sozial- und Gesellschaftsgeschichte.....39

3.12 Katastrophengeschichte.....40

3.13 Kulturgeschichte.....43

3.14 Literaturgeschichte.....49

3.15 Historiographie- und Archivgeschichte.....53

3.16 Kunst- und Architekturgeschichte.....54
3.17 Wappen- und Siegelkunde.....57
3.18 Volkskunde.....58

4. Literaturverzeichnis.....71

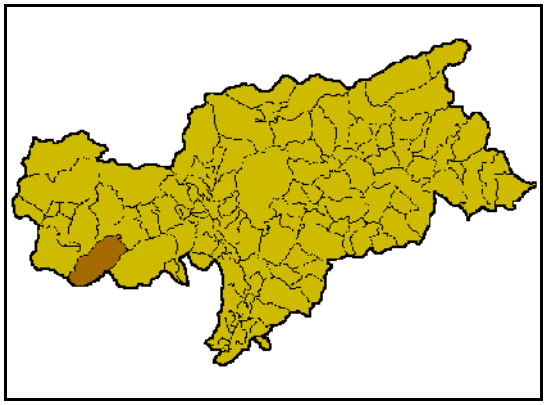
Das Martelltal

„Schianbliamltol“

1. Raum (Geopolotische Situation)

1.1Geographische Lage

Das Martelltal, ein südliches Seitental des mittleren Vinschgaus, eingebettet im Stilfser Joch Nationalpark, nimmt seinen Anfang in einem ausgedehnten Gletscherzirkus, der von Königsspitze und Cevedalegruppe (3769 m) überragt wird und verläuft ca. 27 km in nordöstlicher Richtung, vorbei an der Ruine von Schloss Obermontani bis Morter (727m), wo es in den Vinschgau einmündet.



An das Martelltal grenzen im Norden bzw. Nordosten im Etschtal die Gemeinde Latsch und der Bezirkshauptort Schlanders; im Westen benachbart sind die Gemeinden Laas und Stilfs, im Südwesten die zur Provinz Sondrio gehörige Gemeinde Valfurva, im Süden Peio und Rabbi (Trentino), im Osten liegt die Gemeinde Ulten, die zur Talgemeinschaft Burggrafenamt gehört. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S. 12)

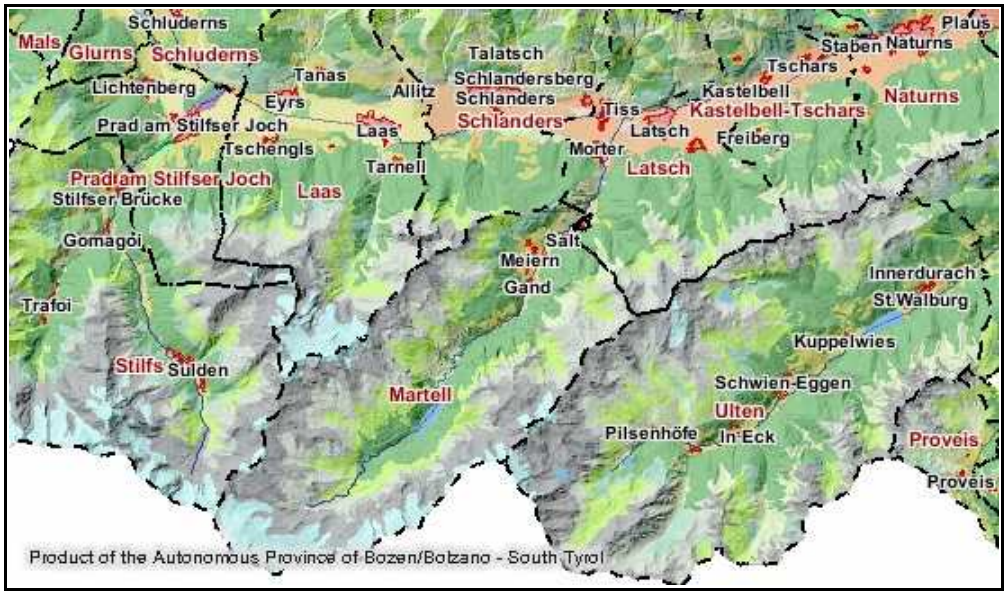


Abb. 1: Flugaufnahme des Martelltales

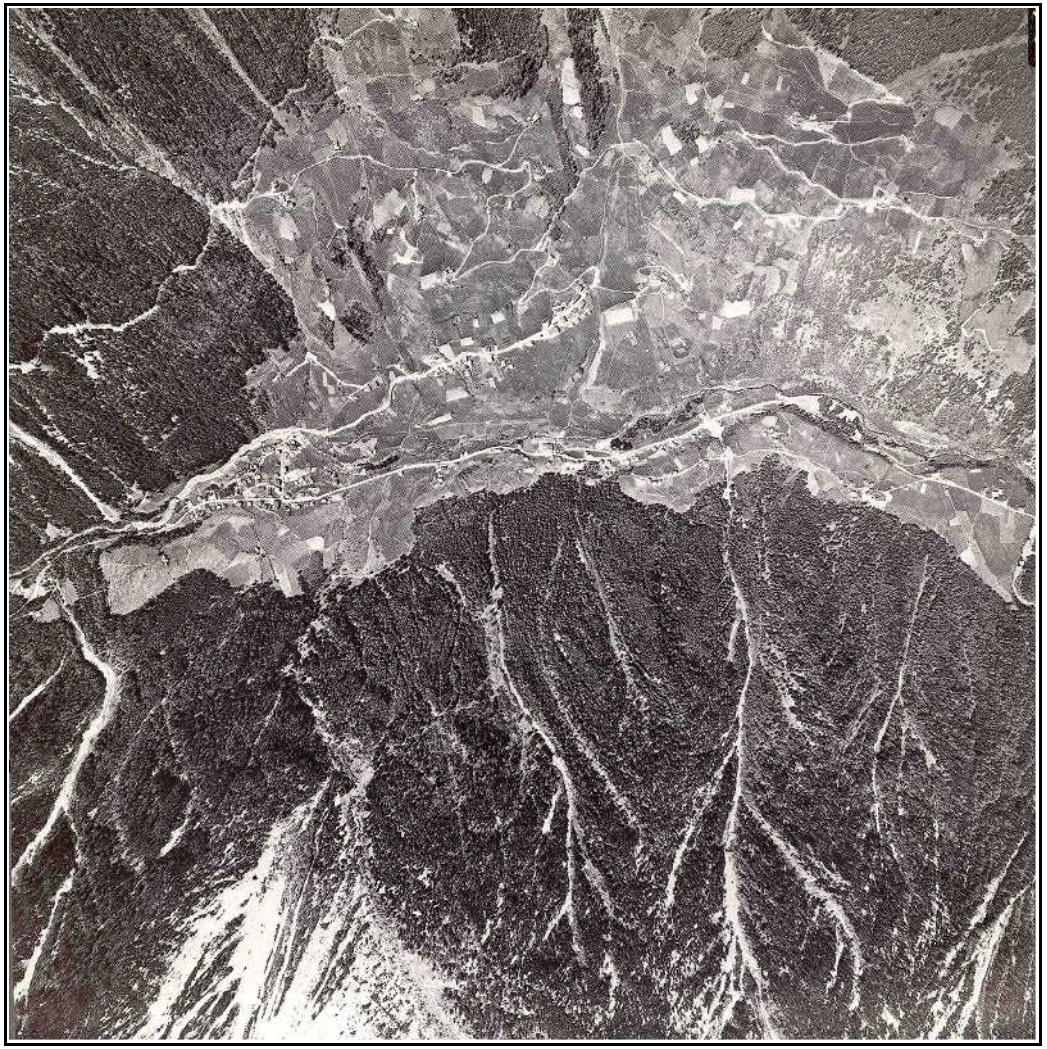


Abb. 2: Flugaufnahme des hauptbesiedelten Ortsteiles Gand

1.2Topographische Situation

Das Tal zeigt hochalpine Charakteristika und ist ein ausgeprägtes Kerbtal gekennzeichnet von beidseitig engen und steilen Talflanken. Die Talfurche verläuft fast geradlinig, einige Male in Stufen abfallend.

Abb. 3: Das Martelltal mit Blick auf den Ortsteil Gand

Durch den sehr engen Eingang des Tales führt eine kurvenreiche Zufahrtsstraße, welche sich beim Ortsteil Gand, wo sich das Tal etwas öffnet, begradigt. Anschließend wird das Tal wieder enger und nach sehr eng angelegten Kehren verbreitert sich beim Zufrittstausee wiederum der Talboden. Die Zufahrtsstraße führt dann erneut sehr steil, kurvenreich und eng bis zum befahrbaren Talabschluss weiter.

Die Gemeinde Martell erstreckt sich über das gesamte Tal, wobei die Gesamtfläche 143,82 km² beträgt; davon sind aber nur ca. 2% dem Dauersiedlungsraum zuzurechnen. Die Waldfläche beträgt 29,7 km²; die geschlossene Waldgrenze reicht bis ca. 2300m hinauf.

Martell ist in verschiedenen Ortsteilen gegliedert. Der Ortsteil *Gand* liegt in der breiten Talsohle auf ca. 1257 m Meereshöhe und reicht vom Unterwald bis zum Flimbach.

Darunter, etwas talauswärts, liegt der Ortsteil *Ennewasser*, der bis einschließlich Burgaun reicht. Von Farma bis Flura reicht Meiern, eine Streulage des Ortsteiles *Thal*. Vielfach wird der letzt genannte Ortsteil, welcher auf einer Höhenlage von 1350 m liegt, auch Martell-Dorf genannt, da sich dort die Pfarrkirche, das Gemeindeamt, das Postamt, die Bank, die Grundschule und der Kindergarten befinden. Der *Sonnenberg* erstreckt sich vom Weiler Eberhöf bis Steinwand, rechts von diesem liegt *Ennetal* und hinter dem Wald der *Waldberg* oder auch *Marteller Wald* genannt. Der Ortsteil *Hintermartell* beginnt mit dem Wallfahrtskirchlein Maria in der Schmelz. (vgl. Fleischhacker, V. (1990), S. 11)

Abb. 4: Der Hauptort Martell-Dorf im Jahre 1984

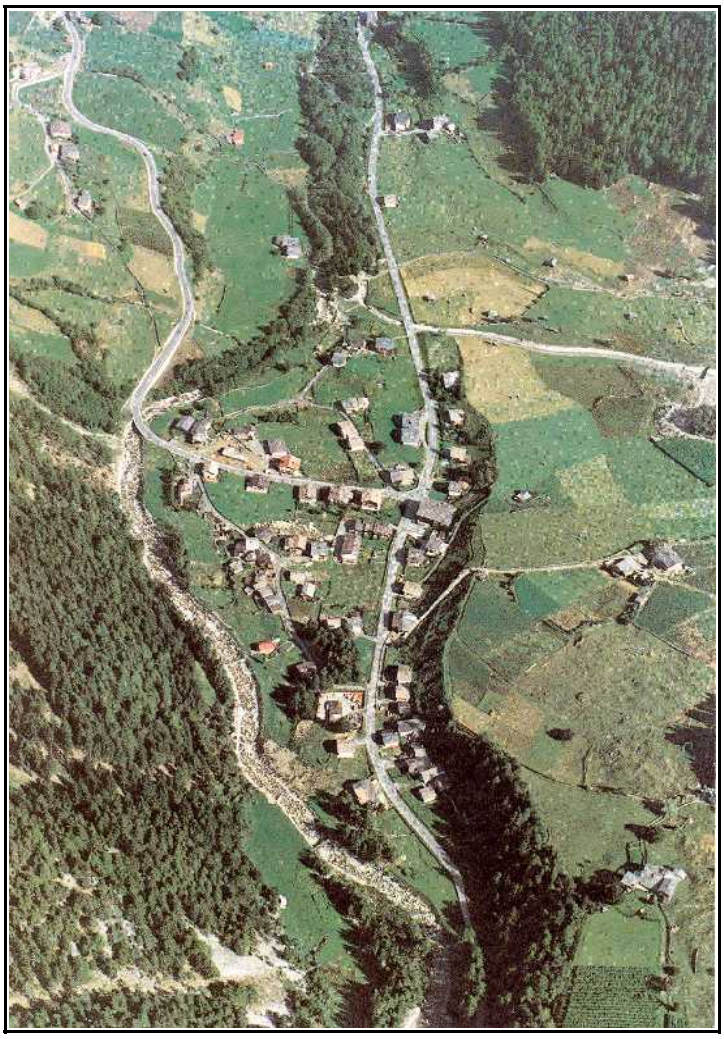
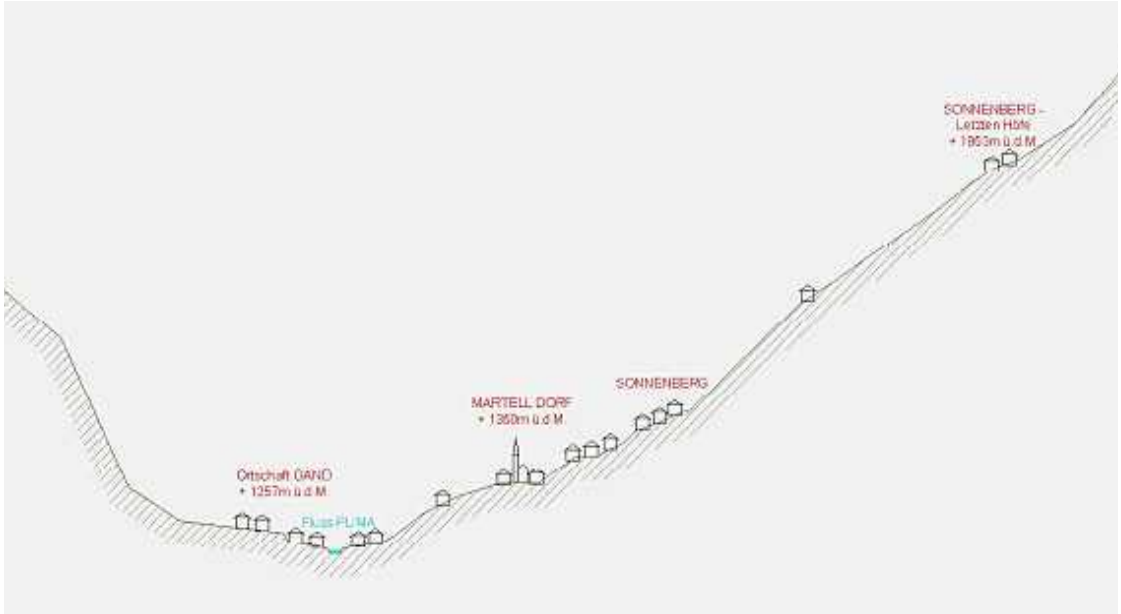


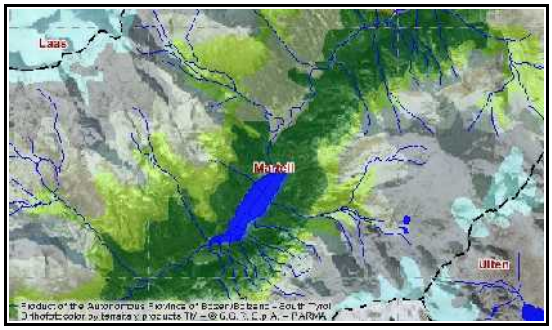
Abb. 5: Der Ortsteil Gand im Jahre 1984

1.3Reliefenergie



Die angeführte Skizze ist ein Tal – Querschnitt im Ortsteil Gand. Das dichteste Siedlungsgebiet befindet sich hier in der Talsohle auf 1257 m Meereshöhe, durch welches der Talbach fließt. An der orographisch rechten Talseite befindet sich oberhalb des Ortsteiles Gand noch eine Hofstelle, die von einer angrenzenden großen Bergwiese umgeben ist. Unmittelbar schließt sich ein steiles dichtes Waldgebiet an. An der orographisch linken Talseite, auf einem Hang (1350 m Meereshöhe) liegt der Ortsteil Martell-Dorf, der Hauptort des Martelltales. An diesem schließen sich Familienhäuser und vereinzelte Hofstellen an, welche sich in Richtung Steilhang immer mehr zerstreuen und schließlich nur mehr vereinzelt vorhanden sind. Der höchstgelegene Hof liegt auf 1953 m Meereshöhe und beendet damit die dauerhaft besiedelte Zone.

1.4Hydrosystem



Der Talbach:

Die Plima, der Talbach lässt sich durch die Bäche der zahlreichen Seitentäler zu einem reißenden Wildbach anschwellen. Im hinteren Teil des Martelltales muss sich die Plima durch schluchtartige Rinnen winden, um dann wieder ruhig durch das trogförmige Tal zu fließen, bis sie sich am

Ausgang des Tales verflacht und westlich zwischen Goldrain und Latsch in die Etsch zufließt.

Bewässerung früher/heute:

Fast jeder Bauernhof besaß und besitzt auch heute noch seine Quelle und einen Brunnen vor dem Haus oder vor dem Stall. Schlimmer war es bis zum Bau der Wasserleitungen (ab 1956): es gab lediglich zwei Brunnen, welche Trink- und Kochwasser lieferten.

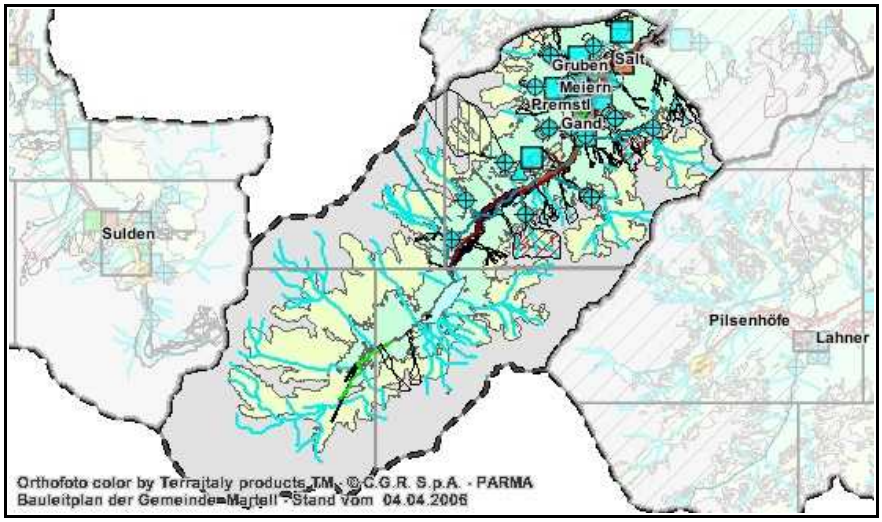
Viel Arbeit kostete den Bauern genügend Wasser für ihre Wiesen und Felder zu bekommen. Mancherorts wurden kilometerlange Waale gebaut, um das Wasser herzuleiten. Verständlicherweise musste darum auch ein genaues System zur Bewässerung der Wiesen und Felder erdacht werden, die so genannte *„Wossrroad"*. Durch dieses System wurde jedem Bauer nach einem genauen Schema, für einen bestimmten Zeitpunkt das Wasser zu gesprochen; somit wurde auch jedem Bauer das ihm zustehende Wasser garantiert. Auch wurde zwischen einer *„Sunntaroad"* (für Sonntage) und einer *„Werchtaroad"* (für Werktage) unterschieden. Um das Waalsystem funktionstüchtig zu erhalten, brauchte es den so genannten *„Waaler"* (Waalaufseher). Er wurde von den Bauern für einen kargen Lohn zur Aufsicht von Waal und Wasser bestellt.

Abb. 6: Ein Kaandl- Bewässerungssystem

Abb. 7: Ein Kaandl Bewässerungssystem

Auch durch den Ortsteil Gand führte ein Waal mit Wasser, das zum Spülen der Wäsche und zum Gießen verwendet werden konnte. 1955/56 war ein sehr kalter Winter und so waren alle Brunnen und Waale zugefroren. Den Viehbesitzern blieb nichts anderes übrig, als das Trinkwasser von der Plima in Fässern und Eimern zu schöpfen und es auf Schlitten bis in den Stall zu liefern. Dasselbe vollzog sich beim „Hauswasser". Waschen war beinnahe nicht möglich; man kniete auf eine Eisscholle am Ufer der Plima und schwemmte die Wäschestücke mit dem wenigen Wasser, welches man erreichen konnte. Durch die Kälte schloss sich täglich das Bett der Plima mit neuem Eis.

Sehr schlimm war auch der Wassermangel am Sonnenberg, da im Winter, wenn der Schnee ausblieb oder auch nach einem trockenem Jahr, Trink- und Tränkwasser fehlten. Durch die in den letzten Jahren erbauten Wasserleitungen wurden diese Missstände behoben. Insgesamt gab es im Martelltal 13 Waale, die aber heute zum Teil zugewachsen, oder durch das Planieren der Wiesen ganz verschwunden sind. Dennoch gibt es im Tal noch einige erhaltene Waale, welche auch heute noch zur Bewässerung genützt werden; die *„Road"* gilt auch heute noch für die moderne Beregnungsanlage. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S. 83 und Pfitscher, A. (2001)



Der Zufrittstausee:

Im hinteren Teil des Martelltales (Hintermartell), wo sich heute, der nach dem zweiten Weltkrieg geplante und im Jahre 1957 fertig gestellte Zufrittstausee ausbreitet, und sich selbst als eine künstlich geschaffene landschaftliche Attraktion darstellt, war ursprünglich das Tal der Plima.

Abb. 8: Vor dem Stauseebau im Jahre 1830

Abb. 9: Der Zufrittstausee

Hinter der Talenge, an der Stelle der heutigen Staumauer, öffnete sich eine fächerförmige Talmulde mit Weideflächen, Bergwiesen und Wäldern der Marteller Bauern. Von den umliegenden Berg- und Gletscherspitzen plätscherten klare Gebirgsbäche ins Tal und mündeten in die Plima. Dieses Tal war ursprünglich eine unberührte,

wunderschöne Landschaft, welche vor allem dem Vieh, mit denen die Hirten in den Sommermonaten zu den dort gelegenen Almen zogen, als Weidefläche galt. Der Verlust all der Bergwiesen und Weideflächen, durch den Bau des Stausees, bedeutete vor allem für die bäuerliche Bevölkerung, aber auch für alle anderen Talbewohner ein großes Opfer. Dennoch haben sie sich mit dem Stausee abfinden müssen, da er doch eine wichtige Voraussetzung für die Erzeugung, der für den Wohlstand jeder Familie nötigen Stromenergie ist. (vgl. Tourismus Verein Martell (1989), S. 1)

Kurze Erläuterungen zum Bau des Stausees Zufritt:

Das Wasserkraftwerk Plima-Laasertalbach:

<u>Technische Angaben</u>

- Gesamtoberfläche des Nutzungsbeckens: 117,4 km2
- Mittlere Meereshöhe des Staubeckens: 2400 m
- Nutzungsdurchfluss: 2,41 m³/s
- Höchstes Fassungsvermögen des Beckens: 1.850,50
- Abflussmenge: 1863,50
- Mittlere Fallhöhe: 930,30
- Maximale Fallhöhe: 948,80
- Installationsleistung: 55.000 KW
- Mittlere Produktivität: 170 Millionen KWh (vgl. Zufritt Stausee)

„Das Wasserkraftwerk Plima-Laasertalbach ist Teil des Nutzungsplanes der Wasserkraftwerke des Einzugbereiches der Etsch vor Meran, welcher die Anlagen von Graun, Glurns, Laas, Kastelbell und Marling umfasst.

Die Plima und der Laasertalbach sind rechte Zuflüsse der Etsch und kommen vom Nordhang des Zufall-Massivs.

Die Anlage befindet sich im Hochgebirge zwischen 1800 und 2000 m Meereshöhe in einer unwegsamen Gegend. Die Anlage nutzt für eine Fallhöhe von 983 m ein Abflussvolumen von 76 Millionen m³ im Jahr, das von einem Staubecken reguliert wird, welches durch die Abriegelung des Martelltales mittels eines Staudammes von 83 m Höhe entstanden ist. Das in der Anlage genutzte Wasser fließt direkt in den Zulaufkanal der tiefer gelegenen Anlage von Kastelbell." (Tourismus Verein Martell (1989), S.5 und S.13)

Für die Anlage wurden 5,5 Millionen Arbeitsstunden geleistet und 260.000 m³ Beton verwendet. Für die gesamte Anlage (einschließlich Staudamm) wurden 500.000 kg Sprengstoff, 3.500.000 m normale Zündschnur und Zündkapseln und 1.350.000 kg Rundeisen verwendet.

Die Staumauer:

Sie ist vom Typ eines dreieckigen Querschnitts und hat folgende technische Angaben:

- Höhe des höchsten Sporns von der Sohle weg: 83 m
- Anzahl der Sporne: 17 und 2 Flügel mit rechtwinkligem Querschnitt
- Scheitellänge: 300 m
- Aushubvolumen der Fundamente:250.000 m3
- Stahlbetonvolumen: 310.000 m³
- Gewicht der Staumauer: 744.000 t
- Neigung der Sporne: 42%

Abb. 10: Die Staumauer

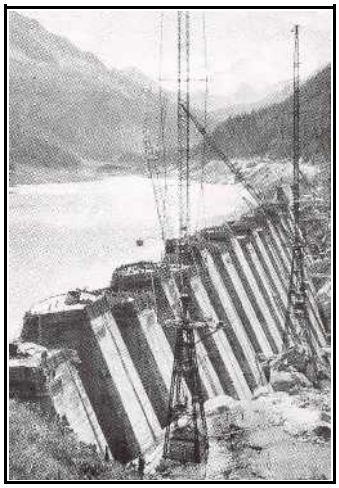


Abb. 11: Der Bau der Staumauer im Jahre 1956

Im Jahre 1948 wurde mit der Planung und Vermessung und im Jahre 1950 mit dem Bau der Staumauer begonnen. 1957 wurden die Arbeiten an der Staumauer fertig gestellt. Sie ist das gewaltigste Werk der gesamten Anlage und erforderte genaueste geologische Studien und Projektierungsarbeiten, da sie sowohl berg-, als auch talseitig auf einer abfallenden Gletscherschwelle gebaut wurde.

Für den Bau der Staumauer wurden 3,5 Millionen Arbeitsstunden geleistet und 800.000 m³ Beton verwendet. Die Arbeitsdauer für den Guss der Staumauer wurde 18 Monate auf 3 Arbeitssaisonen aufgeteilt.

2. Zeit (Geschichtliche Epochen)

2.1Allgemeine Geschichte

Der Vinschgau kann auf eine sehr bewegte Geschichte zurückblicken. Das westliche Südtirol war über Jahrhunderte ein sehr umkämpfter Landstrich.
Schon in der mittleren und jüngeren Steinzeit war der Vinschgau besiedelt, dies beweisen zahlreiche Funde wie z.B. die steinernen Lochäxte von Eyrs und Schlanders und nicht zuletzt der Mann aus dem ewigen Eis, der im Vinschgau gefunden wurde und fälschlicher Weise auf "Ötzi", nach den Ötztaler Alpen benannt wurde.
Es ergibt sich also einwandfrei, dass der Vinschgau seit der ausklingenden Jugendsteinzeit oder zumindest seit der frühen Bronzezeit in kontinuierlicherer Folge besiedelt war (Bronzefunde im ganzen Vinschgau, so eine Bronzeaxt aus dem Martelltal). Sehr eindrucksvolle Hinweise auf die Urgeschichte bieten uns die, in den Gemeindegebieten von Latsch und Martell zahlreichen Schalensteine.
Um 2000 v. Chr. drangen die Ligurier von Süden her in die Alpen ein und besetzten dabei im Laufe der Bronzezeit auch gänzlich das Gebiet des heutigen Vinschgaus. Ihnen folgten von Osten und Norden her die Illyrer, die um 500 v. Chr. den ganzen Vinschgau beherrschten. Daneben wurden auch keltische und etruskische Einflüsse nachgewiesen. Die Römer, welche 15 v. Chr. in das Gebiet eindrangen, gaben den Alpenbewohnern den zusammenfassenden Namen „Räter", welche dann auch von Drusus und Tiberius, den Söhnen des Kaisers Augustus bezwungen wurden.

Abb. 12: Der Vinschgau mit Blick auf die Gemeinde Schlanders

Kurz nach dieser Zeit wurde aus dem Vinschgau die Römische Republik *Rätien*. Die Römer widmeten sich vor allem der Verwaltungstätigkeit in dem unterworfenen Gebiet. Ihr Hauptanliegen war der Ausbau einer guten und sicheren Straße und der Ausbau militärischer Stützpunkte. Ein im Jahre 1552 bei Rabland gefundener römischer Meilenstein weist eindeutig auf die Römerstraße, die Via Claudia Augusta hin, welche vom Po aus der Etsch aufwärts folgte und den Reschen überschritt. Sie wurde nach dem römischen Kaiser Claudius erbaut.
Um die Mitte des 4. Jahrhunderts wurde die römische Provinz *Reatia* aus verwaltungstechnischen Gründen geteilt. Verwaltungsmittelpunkt der *Raetia secunda*,

in der auch der ganze Vinschgau eingegliedert wurde, ist Chur, das seit 451 auch als Bistum bezeugt ist; man spricht in diesem Zusammenhang von *Churrätien*. Diesem später mächtigen bischöflichen Kirchenstaat unterstand der Vinschgau mit Meran kirchlich noch bis zum Jahre 1818. Churrätien bleibt für die Geschichte des Vinschgaus bis in die Gegenwart von großer Wichtigkeit.

Der Kampf zwischen Heidentum und Christentum kennzeichnete das frühe Mittelalter; die Geschichte der Kirchen, ihrer Ursprünge, ihrer Patrone und ihrer Baugeschichte gehören zu den aufschlussreichsten Geschichtsquellen. In ihnen spiegelt sich die ursprüngliche Christianisierung im Kampf gegen das Heidentum, die Abhängigkeit vom Frankenreich und von Chur. Im Jahre 539 n. Chr. eroberten die Franken den Westen Südtirols und hielten ihre Macht gegen die Langobarden. Dies war der Beginn der entscheidenden christlichen Missionsarbeit und kulturellen Durchdringung. Im Jahre 710 wurde Südtirol über den Vinschgau durch die Bayern erobert, die die wesentliche Germanisierung ganz Südtirols zur Folge hatte. Um 1100 wurde der Vinschgau und das Unterengadin zur Grafschaft Vinschgau unter dem Herzogtum Schwaben, bei dem es aber nicht lange bleiben sollte. Aus dieser Zeit geht auch die Gründung des Klosters Müstair zurück.

Mit der Grafschaft Vinschgau begann nun auch die Tiroler Geschichte im westlichen Südtirol. Dies war eine Zeit geprägt von Machtkämpfen zwischen Bischöfen und Vögten. Die Bischöfe ließen zu jener Zeit ihre weltliche Macht durch Vögte ausüben. Kaiser Konrad II. übertrug im Jahre 1027 dem Bischof Ulrich II. von Trient die Grafschaften Bozen und Vinschgau. Damit überschnitten sich kirchliche Grenzen und weltliche Einflussbereiche im Vinschgau zwischen Trient und Chur. Der Einfluss von Chur wurde langsam zurückgedrängt und der Bischof von Trient gewann politischen Einfluss im Vinschgau. Sieger gegen Bischof und Rivalen in diesem erbittert geführten Ringen blieben die Tiroler, dank des bedeutenden Grafen Meinhard II. Es gelang ihm im Jahre 1282 die politische Abhängigkeit von Chur zu lockern und ein eigenes „Tiroler Landrecht" durchzusetzen; die „Stände", darunter auch der Bauernstand, gewannen und behielten großen politischen Einfluss, der einer Frühform von Demokratisierung gleichkam.

Abb. 13: Das Kloster Marienberg bei Burgeis

Zu dieser Zeit wurde auch das Kloster Marienberg bei Burgeis gegründet, welches eines der wichtigsten geschichtlichen Ereignisse Südtirols darstellt.

Zu denen, die den Tirolern und später auch den habsburgerischen Landesherren im Westen des Landes am längsten und erbittertstens Widerstand leisteten, gehörten die weit über den oberen Vinschgau hinaus einflussreichen und begüterten Vögte von Matsch. Ihnen wurde die Schirmvogtei über das Kloster Marienberg übertragen und sie hatten außerdem mit Unterbrechungen die Vogtei über das Kloster Müstair, sowie die churischen „Gottesleute" im Unterengadin und im Vinschgau verstreut bis zur Mündung des Martelltales inne. Sie waren also die weltlichen Verwalter über jenen Besitz und dessen Bewohner, der dem Bistum Chur auch nach der Verleihung der Grafschaft Vinschgau an das Bistum Trient verblieben waren.

Abb. 14: Der Vinschgau

Im Jahre 1363 wählten die tirolischen Stände auf Veranlassung von Margarethe Maultasch Herzog Rudolf IV. von Habsburg zum Landesherren. Mit dieser Abtrennung Tirols an Herzog Rudolf IV. wurden die Vögte von Matsch zu Vasallen des Landesfürsten. Demzufolge gab es einen dreißigjährigen Machtkampf mit dem Churer Bischöfen und die Vögte von Matsch verloren 1421 die Vogtei über Marienberg, Müstair und die Gotteshausleute.

Mit dem Jahre 1499 kam ein weiterer Schicksalsschlag auf den Vinschgau zu. Im „Engadiner" oder „Schwäbischen" Krieg, den Maximilian I., seit 1486 Deutscher König und seit 1490 gleichzeitig Landesfürst von Tirol, gegen Graubünden führte wurde der Vinschgau verheerend zerstört; 11 Orte des Gebietes, darunter auch die Stadt Glurns, wurden niedergebrannt.

Im 16. Jh. folgten Bauernaufstände und Religionswirren. 1525 wollte der Führer des Tiroler Bauernaufstandes Michael Gaißmair Tirol vom Vinschgau aus erobern. Ein Jahr später erließ er eine stark sozialistisch-republikanisch gefärbte Verfassung, die „Tiroler Landesordnung". Vom Westen her breitete sich in ganz Vinschgau die Lehre der „Evangelischen Freiheit" nach Calvin und Zwingli aus, besonders über die rätoromanische Bevölkerung. Die gegenreformatorischen Maßnahmen führten dazu, dass mit dem Calvinismus auch das Rätoromanische zurückgedrängt wurde.

Von kriegerischen Ereignissen, blieb das Tal nunmehr fast gänzlich verschont, wenn man von den drückenden Lasten absieht, die der Bevölkerung von den durchziehenden Heeren des Dreißigjährigen Krieges auferlegt wurden.
Im Jahre 1636 wütete wiederum im ganzen Land die Pest, welche bereits 1348 einen Großteil der Bevölkerung vernichtet hatte.
Fast das ganze 18.Jh. war für Westtirol eine Zeit des Friedens. Umso schlimmer aber litt der Vinschgau wiederum zu Zeiten des Zweiten Koalitionskrieges im Jahre 1799 (England, Russland, Österreich usw. gegen Frankreich), als französische Truppen von Graubünden her in den oberen Vinschgau eindrangen, alles verwüsteten, dennoch aber nach einem harten Kampf zurückgedrängt werden konnten.
In den Jahren 1801 und 1805 wurde der Vinschgau vereinbarungsgemäß von französischen Truppen im Sinnen des Waffenstillstandes von Steyr besetzt, wobei es natürlich auch dabei immer wieder zu Übergriffen kam. Ende des Jahres 1805 zogen die Franzosen wieder ab.
Der Freiheitskampf der Tiroler im Jahre 1809 hat den Vinschgau kaum erfasst und blieb von Kriegsauswirkungen verschont, wenngleich zahlreiche Schützen aus dem Vinschgau unter ihren tapferen Führern an allen Brennpunkten des Freiheitskrieges ruhmreich ihren Mann stellten. So war der Vinschgau diesmal ohne Verwüstung, Brand und Plünderung davongekommen, nicht zuletzt dank dem diplomatischen Geschick des aus Schlanders stammenden Geistlichen Josef Danay.
Im Jahre 1818 kam es zur Trennung des Vinschgaus vom Bistum Chur; mit päpstlicher Verfügung vom Jahre 1816 wurde der Tiroler Anteil des Bistums Chur der Diözöse Brixen einverleibt, zu welcher der Obervinschgau kam, während der mittlere und untere Teil des Tales 1818 kirchlich zur Diözöse Trient kam.

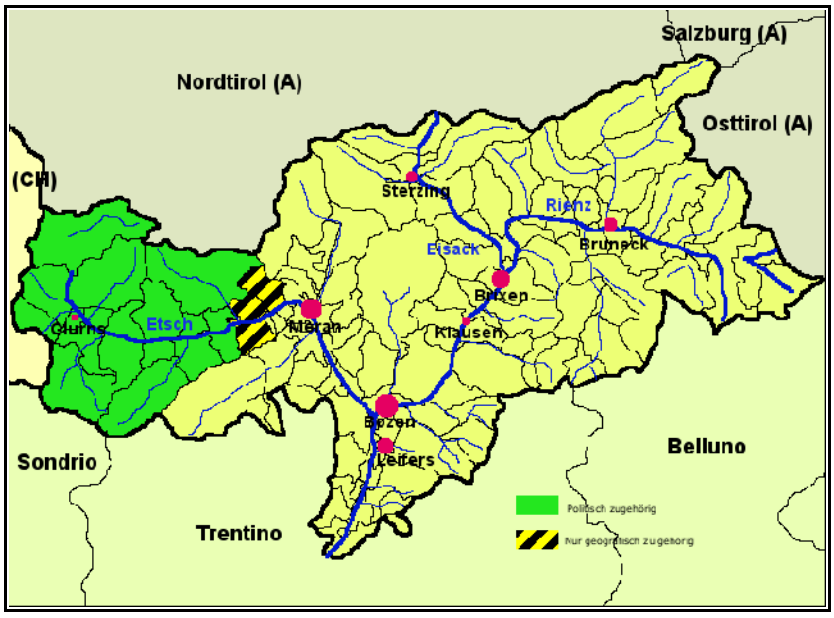
Abb. 15: Der Vinschgau

Die Zeit vom Wiener Kongress (1815) bis zum Eintritt Italiens in den Ersten Weltkrieg (1915) bedeutete für den Vinschgau soviel wie hundert Jahre Frieden. Der Beginn des Ersten Weltkrieges im Jahre 1914 forderte die Kaiserjäger und Landschützen aus dem Vinschgau an die Front nach Galizien und Serbien. Daheim gab es nur mehr ältere Männer und junge Burschen, aus denen sich die

Standschützen rekrutierten und diese 1915, als Italien Österreich den Krieg erklärte, an die Ortler- und Cevedalefront geschickt wurden um diese zu verteidigen. Dieser harte Stellungskrieg auf Höhen über 3000 Metern forderte etwa 10.000 Todesopfer auf beiden Seiten.

Nach dem Friedensschluß von St. Germain wird der Vinschgau mitsamt dem restlichen Südtirol Italien zugesprochen. Die zunächst maßvolle Herrschaft des Königreiches Italien und die späteren Zwangsmaßnahmen des Faschismus unter Mussolini haben sich im Vinschgau, wie auch in allen anderen Teilen des Landes ausgewirkt. Im Jahre 1939 sollte das „Südtirolproblem", welches erst durch die Annexion begann, durch die Option, also die Entscheidung der Bevölkerung für die Auswanderung nach Deutschland oder die Neuansiedelung in Italien, gelöst werden. Jene, welche für Deutschland optiert hatten, leisteten im Zweiten Weltkrieg in den Jahren von 1939 bis 1945 als deutsche Soldaten Kriegsdienst und ließen an den verschiedensten Fronten ihr Leben. Der Vinschgau aber blieb vom Kriegsgeschehen weitgehend verschont. Nach dem Kriegsende erhofften sich viele Südtiroler eine politische Neuregelung für ihr Land. Italien wurde von den Alliierten angehalten, im Pariser Vertrag von 1946 den Südtirolern eine weitgehende Selbstverwaltung zu gewähren.

Im Jahre 1962 wurde die Talgemeinschaft Vinschgau mit 16 Gemeinden von Partschins bis Reschen zu Bewältigung kommunaler Aufgaben gegründet. Die Gemeinden Naturns, Plaus und Partschins lösten sich 1972 aus dieser Gemeinschaft und schlossen sich dem Burggrafenamt an. Seit 1991 nennt sich dieser nun aus 13 Gemeinden bestehende Zusammenschluss *Bezirksgemeinschaft Vinschgau* mit Sitz in Schlanders. Der Vinschgau wird in drei Hauptabschnitten eingeteilt: der untere Vinschgau mit dem



Hauptort Schlanders, der mittlere Vinschgau mit dem Hauptort Glurns und der obere Vinschgau mit dem Hauptort Mals.
Die jüngere Entwicklung des Vinschgaus ist durch eine wirtschaftliche und verkehrstechnische Aufwärtsentwicklung gekennzeichnet. Vor allem ist es aber der Tourismus, der den Vinschgau heute mit neuen Augen sieht und entdeckt.
Der Name Vinschgau kommt vom rätischen Volk der *Venostes* , wurde in der fränkischen Zeit zum *Gau der Venosten* , hat im italienischen *Val Venosta* die analoge Entsprechung, ist ohne –t- zu schreiben (Vinschgau nicht Vin**t**schgau) und hat maskulines Geschlecht, also ***Der Vinschgau.*** (vgl. Rampold, J. (1971), S. 11-47 und Wielander, H. (1975), S. 12-23)

3. Historische Einzelaspekte

3.1Siedlungs- und Bevölkerungsgeschichte

Der Fund einer Lappenaxt aus der Bronzezeit und frühgeschichtliche Wohnplätze am Sonnenberg weisen auf eine vorgermanische, oder sogar vorrömische Besiedelung hin. Auch Schalensteine gehören zu den ältesten Siedlungsbeweisen im Martelltal. Es sind Steine, in die rundliche Vertiefungen von 2 bis 8 cm Durchmesser gebohrt wurden. Diese Steine wurden verschiedenartig verwendet, so z.B. als Wegmarkierungen, Sonnenuhren, als Schreib- und Notizböcke zur Nachrichtenübermittelung usw. Es gibt verschiedene Stellen im Tal, an denen sich solche Schalensteine noch heute finden lassen.

Die Hauptbesiedlung des Tales ging vom Vinschgau aus und erfolgte durch die mittelalterliche Binnenkolonisation, durch Bauern aus Schwaben und Bayern, aber auch durch die aus dem schweizerischen Wallis stammenden "Walser". Es ist anzunehmen, dass in dieser Zeit das Marteller Gebiet von den Menschen als Sommerweiler genutzt wurde. Die ersten Gebäulichkeiten waren auf den Almen, wo die Hirten für sich eine Hütte und für das Vieh einen „Pfarra" (Stall) errichteten.
Die Talsohle, die zu dieser Zeit noch sumpfig und unwirtlich war, war noch unbewohnt. Erst als in späteren Zeiten die Grundherren den Bauern Rodungen erlaubten, entstanden erste Dauersiedlungen. Diese waren zuerst auf dem

Sonnenhang zu finden. Die Gegend bei Bad Salt dürfte auch eine der ältesten Siedlungsstellen gewesen sein, nicht zuletzt wegen der Heilquelle, die vielleicht auch als Heiligtum verehrt wurde. Um die Siedler anzuspornen, wurde es ihnen erlaubt, eigenes Vieh zu halten. Der Grund und Boden blieb aber Eigentum der Landesherren und die ansässigen Bauern mussten für die Bewirtschaftung Zins (Zehent) in Form von Naturalien und etwas Geld abliefern. Anfänglich gab es nur Schwaighöfe (Viehhöfe), später wurde Getreide angebaut. Mit dem Feldbau ging auch die Einrichtung von Getreidemühlen einher, welche in der Nähe des Hofes standen. Immer mehr Leute zogen in das Tal, oft auch um zu Grund zu kommen oder um Krankheiten auszuweichen, die im Vinschgau wüteten. Die Hauptsiedlungsperiode war im 13. Jh. abgeschlossen. Der Grund blieb von 1851-1855 im Besitz der Grundherren und konnte erst später von den Bauern gekauft werden.

Abb. 16: Die Hofstelle Soy-Reith

1427 gab es in Martell 50 Haushalte. Die Familien waren sehr kinderreich, aber die Kindersterblichkeit war sehr hoch.

Im 16. und zu Beginn des 17. Jh. entvölkerten Pestperioden nahezu das Tal. Um die Mitte des 17. Jh. war aber eine Neusiedlung von den umliegenden Tälern her, vor allem vom Schnalstal, Passeier- und Ultental im Gange. Schon damals kamen nicht alle Einwanderer auf den verwaisten Bauernhöfen unter, und so mussten sich einige auf den Talboden ansiedeln. Um 1710 kam eine weitere Einwandererschicht nach Martell, die wahrscheinlich eine bedeutende Verdichtung der Wohnstätten im heutigen Ortsteil Gand bewirkte. Die neuen Einwanderer waren Bergleute aus Nordtirol, die sich Graf Hendl von Kastelbell zur Ausbeutung von Erzgruben im hinteren Martelltal hatte kommen lassen. Die meisten Knappen wanderten bald wieder ab, einige aber heirateten einheimische Mädchen und ließen sich auf den noch freien Plätzen des Talbodens nieder; damit begann das „Kleinhäuslertum" im Ortsteil Gand.

Abb. 17: Der Ortsteil Gand im Jahre 1930

Die Gand war bis in die letzten Jahrzehnte hinein das Wohngebiet des ärmeren Bevölkerungsteils, welcher mühsam in armseligen, beengten hygienelosen Häuschen um sein Überleben bangte. Diese Armut eines sehr großen Bevölkerungsteiles und die geringen Möglichkeiten, die das Tal für den Erwerb eines sicheren Lebensunterhaltes bot, verursachten eine stets hohe Abwanderungsquote.

Die erste genaue Einwohnerzahl von Martell geben uns die kanonischen Bücher: 1826 mit 950 Einwohnern, 1847 wurde erstmals die Zahl 1000 um eine Person überstiegen. Das Absinken der Bevölkerungszahl nach 1850 dürfte im Zusammenhang stehen mit der Krise der Landwirtschaft beim Übergang von der bäuerlichen Selbstversorgungswirtschaft zur Marktorientierung.

Abb. 18: Der Hauptort Martell-Dorf im Jahre 1930

Die Bevölkerungsspitze des Jahres 1939 (1149 Einwohner) ist bedingt durch den Faschismus. Der faschistische Staat hemmte die Abwanderung vor allem dadurch, dass er die Berufsmöglichkeiten der Südtiroler stark einschränkte. Sie waren daher gezwungen, in der Landwirtschaft und im dörflichen Gewerbe ihr Auskommen zu suchen.

Die Lage der bäuerlichen Bevölkerung war durch unklare Erbsitten schon seit langem alles andere als gesichert. Schon das so genannte Frühmesserbuch (erste Chronik von Martell) weist auf die häufigen Gutszerstückelungen Anfang bis Mitte des 19. Jh. hin. Dadurch waren viele Bauern auf einen Zuverdienst durch ein Heimgewerbe oder Handlungsdienste angewiesen. Das Überangebot an landwirtschaftlichen Arbeitskräften verstärkte das Elend vor allem bei den landlosen Taglöhner. Als dann 1939 die Option ein vermeintliches Ventil bot, der Armut zu entrinnen, meldeten sich 1000 Einwohner für die Auswanderung. Rund 218 optierten für Deutschland und Österreich; 290 wanderten von 1940 bis 1942 ins „Großdeutsche Reich" ab, von denen nur 10% nach Kriegsende zurückkehrten. Im Jahre 1970 hatte Martell 912 Einwohner, bei der Volkszählung 1981 wurden 902 und im Jahre 1999 881 Einwohner in Martell registriert.

Das Martelltal weist auch gegenwärtig einen leicht kontinuierlichen Bevölkerungsrückgang auf, der unter anderem auf die sehr begrenzten Entfaltungsmöglichkeiten für die Erwerbstätigkeit der Bevölkerung zurückzuführen ist. Die jüngere Arbeitsbevölkerung ist primär zum auspendeln gezwungen bzw. neigt verstärkt zur Abwanderung, sofern keine Bindung an einen landwirtschaftlichen Besitz besteht. Martell ist heute eine eigene kleine Gemeinde mit rund 887 Einwohnern, welche der deutschen Sprachgruppe angehören. Auch heute noch

liegen Höfe und Häuser von Martell weit verstreut in der vorderen Talhälfte meist am sonnenbeschienen Hang. Eine Ausnahme bildet der, in der Talsohle liegende Ortsteil Gand, wo es schon immer eine engerstehende Häuseransammlung gegeben hat. Aus ehemaligen Einzelhöfen haben sich zum Teil kleine Höfegruppen entwickelt. Vielfach sind noch traditionelle Bergbauernhöfe und sonstige Gebäude erhalten, die den Eindruck einer weitgehend intakten Kulturlandschaft bzw. eines Siedlungsbildes von hohem ästhetischem Wert verstärken. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.16-17 und Winkler, G. (1973), S. 10-14)

3.2Sprachgeschichte

Ortsnamensbedeutung:

Erstmals urkundlich erwähnt wurde das Tal um 1280 als "Martel", Mundart "**Martell**", vom lateinischen **Martell**um , "Hammer", benannt nach dem Werkzeug der Knappen.

Sowohl in den ältesten Urkunden des 14. Jh. bis Ende des 17. Jh. standen sowohl „Mortell", als auch „Martell" gleich im Gebrauch, ohne dass die eine oder andere Form den Vorrang erreichte. In den Urkunden des 18. Jh. kamen neben den bisherigen auch noch neue Formen in Gebrauch, wie beispielsweise Mohrtel, Mahrtel, Muhrtel (Muhrtal), Marchtel (Marchtal = Grenztal zwischen Ulten und Sulden) usw.

Mit dem Beginn des 19. Jh. schalteten sich diese neuen Formen selbständig aus und es blieben nur die ältesten Namen Mortell und Martell im Gebrauch.

Seit dem Jahre 1910 gilt der Ortsname „Martell", amtlich italienischer Name: "Martello".

Das Martelltal war mit Sicherheit früher eine idyllische, unberührte Naturlandschaft, denn die Bewohner des Tales nannten und nennen es auch heute noch das *„Schianbliamltol"* (Schöne Blümleintal).

Der Dialekt im Martelltal:

In Südtirol werden landesweit über 40 verschiedene Dialekte, welche im Südbairischen ihre Wurzeln haben, gesprochen und zusammen umgangssprachlich auch „Südtirolerisch" genannt. (vgl. http://www.ritten.org/kurios/woerterbuch.htm)

Die Italienisierung während der Faschistenzeit, welche mit dem Verbot des deutschen Sprachgebrauchs einherging war sicherlich ein einschneidender Punkt in die Sprachgeschichte des Landes Südtirols mit seinen Städten, Dörfern, aber auch Tälern.

Wie in anderen Ortschaften und Tälern Südtirols hat sich auch im Martelltal ein Dialekt mit seinen eigenen speziellen Wörtern und Satzverbindungen verbreitet.
Laut Erzählungen alter Talbewohner nannte man die Leute des Martelltales früher auch „Marteller Schorrer", aufgrund ihrer etwas anderen Ausdrucksweise: statt des „r" zwischen einem Selbstlaut und einem t, gebrauchten sie das „ch", z.B. Erde: Ea**r**t-Ea**ch**t (Marteller Dialekt). Auch heute noch kann man diese besondere Eigenheit vor allem bei den Bewohnern der höhergelegenen Bergbauernhöfe in ihrem mündlichen Sprachgebrauch heraushören.
Im Martelltal blieb der urige Dialekt viel länger erhalten, da wenig Verbindung und Kontakt zur Außenwelt war. Da aber die Sprache etwas lebendiges ist, hat auch diese sich in Martell im Laufe der Zeit weiterentwickelt: viele alte Wörter fallen weg und geraten in Vergessenheit, andere hingegen werden neu in den Wortschatz aufgenommen.

Einige Mundartwörter aus dem Martelltal:

Eartepfl= Kartoffeln
Formas= Frühstück
Kobaskepf= Sauerkraut
Oa oder auch *Goggele*= Ei
Pag= hartes hufeisenförmiges Roggenbrot
Tirgnmehl= Maismehl
Schnittarhoungen= Holzhacken für den Kornschneider
Kournleinla= Leintücher zum Korntragen
Räarl= Backrohr
Zeggar= Korb
Truuch= Truhe
Hock= eine Axt
Pickel= ein Gerät um die Erde zu lockern
Rungl= gebogenes Messer zum Abhacken von Ästen
Lergatbourer= Harzbohrer
Kraax= eine Holztrage
Pluiar= ein Stück Holz um die Wäsche zu klopfen
Poofar= Lätzchen für Kleinkinder
Riffl= Gerät zum Waldbeeren pflücken
Schtotz= Holzgefäß
Schtriegl= Geräte zum Putzen der Kühe und Pferde
Pfoat= Hemd
Janggerle= Strickjäckchen
Knoschpm= genagelte Schuhe
Pfott=Frau
Notscharlan= junge Schweine
Pamparlan= Lämmer
Tungat= Dünger Mist
Lergat= Harz
Priegl= Holzstamm
Knottlan= Erdstücke
Koundl= ausgehackter Baumstamm
Kentl= ein Bund Reisig zum Ofen heizen

(vgl.Pfitscher, A. (2001), S. 23-119)

3.3Religions- und Kirchengeschichte

Martell hatte ursprünglich in vorromanischer Zeit wohl nur temporäre Besiedlung auf den Almen vom Vinschgau her. Daran mag die legendäre Ansicht knüpfen, dass die erste Seelsorge vom „Klösterle" aus (oberhalb der Schutzhütte Zufall auf 2489)

erfolgt sei. Nach der Entstehung von Dauersiedelungen im Tal soll bereits um 1203 eine Kapelle zur hl. Walburga bestanden haben. Am 22. März 1303 schlossen die Bewohner von Martell mit dem deutschen Orden in Schlanders einen Vertrag ab. Auf Kosten des Ordens musste nun ein Priester, früher nur jeden dritten Sonntag, dann an allen Sonntagen in der „Capelle Sant Walpurgen- singend oder sprechend" eine Messe feiern. Dieser Vertrag wurde 1367 dann ergänzt, indem nun auch an 14 Festen eine Messe zu feiern war. Im Jahre 1617 scheint ein eigener Seelsorger in Martell auf. Später waren im Tal zeitweise sogar drei Geistliche tätig: der „Frühmesser", welcher, wie sein Name sagt, die Frühmesse las und bei verschiedenen kirchlichen Handlungen und Anlässen half, der Kooperator und der Pfarrer, der u.a die Amtsgeschäfte führte. Der Kirchenprobst, war die rechte Hand des Pfarrers. Er wurde in Vereinbarung von Gemeinde und Pfarrer, meist auf Lebenszeit ernannt. Seine Aufgaben bestanden darin, dem Pfarrer mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, so beispielsweise, wenn im Widum Reparaturen fällig waren oder wenn der Pfarrer in finanziellen Schwierigkeiten steckte. Der Probst hatte außerdem die Befugnis in die Buchhaltung des Pfarrers Einblick zu nehmen und begleitete diesen bei Kirchensammlungen und den Kooperator bei Kooperatorensammlungen. Heute wird dieser Dienst nicht mehr ausgeführt, da es seit 1973 immer wieder der Pfarrgemeinderat gewählt wird und dieser dem Ortspfarrer zur Seite steht.

Weiters half auch der Messner bei kirchlichen Angelegenheiten mit. Er war für das Läuten der Glocken zuständig (bis 1968, danach wurde dies elektronisch eingestellt), musste die Kirchenwäsche machen, die Kirche sauber halten, den Weg um die Kirche vom Schnee frei schaufeln, in der Sakristei den Dienst versehen und bei Beerdigungen helfen. Solange es in Martell einen Kooperator gab (bis 1964), wurden täglich zwei Messen gelesen. Später las der Priester täglich eine hl. Messe und an den Sonn- und Feiertagen zwei. Um 5 oder 6 Uhr morgens stand die Frühmesse an, um 9 Uhr der Hauptgottesdienst. Die Gottesdienste wurden alle in lateinischer Sprache gehalten.

Seit der Jahrhundertwende bis heute gibt es außerdem auch einen Organisten und den Kirchenchor, welche den Sonn- und Feiertagsgottesdienst musikalisch umrahmen.

Bis zum Jahre 1818 gehörte Martell zur Diözese Chur, von 1818 bis 1964 zur Diözese Trient und ab 1964 zur neuerrichteten Diözese Bozen/Brixen.

Seit 1991 ist jeder Seelsorger in Martell auch für die Seelsorge in Morter zuständig.

(vgl. Wielander, H. (1975), S. 194 und Pfitscher, A. (2001), S. 116-117)

Der Friedhof:
Der Friedhof wurde erstmals von 1968 bis 1970 erweitert. Seit 1976 besteht eine Friedhofsordnung, an die sich jeder halten muss. Im Jahre 1984 wurde mit einer weiteren Friedhofserweiterung begonnen, so dass allen Familien die Möglichkeit eines eigenen Familiengrabes geboten werden kann.
Der Eingang zum Friedhof wurde neu erstellt und mit einer Rampe für beeinträchtigte Personen versehen, sodass jedem die Möglichkeit geboten wird, die Kirche und den Friedhof zu besuchen.
Die Kirchenfahnen:
Die Kirchenfahnen wurden nach dem II. Weltkrieg erneut. Zu erwähnen ist, dass eine den schwarzen Doppeladler trägt, dessen Gunst durch die historischen Verdienste der Perkmannschen Verwandschaft (im Engadinerkrieg 1499 an der Goldrainer Brücke) vom Landesfürsten erwiesen wurde. Seit 1969 ziert der Doppeladler auch das Gemeindewappen.

3.4Politische Geschichte

Martell wurde bereits 1340 als Gemeinde erwähnt und war schon eine eigene Wirtschafts- und Steuergemeinde.
Zunächst zur ehemaligen Verwaltung des Tales: an der Spitze der Gemeinde stand der in öffentlicher Versammlung auf drei Jahre gewählte Vorsteher. Von 1729 bis 1922 walteten im Tal 65 Gemeindevorsteher.
Das Verwaltungsgebiet war in vier Teile geteilt: Ennewasser, Sonnenberg, Ennetal mit Oberwald und Unterwald mit Gand. Jeder dieser vier Teile präsentierte eine Fraktion in der Gesamtgemeinde und wählte einen Fraktionsvorsteher. Dieser hatte auf die Erhaltung der Wege, Brücken und Wasserleitungen zu achten und für sonstige, rein diese Fraktion betreffende Angelegenheiten zu sorgen.
Diese vier Fraktionsvorsteher mit dem Vorsteher an der Spitze bildeten den engeren Verwaltungsrat der Talgemeinde.
Zur Erledigung wichtiger, die Gesamtgemeinde betreffende Fragen wurde die Generalversammlung der Gemeinde einberufen. Dieser wurden die Fragepunkte zur Beratung und Beschlussfassung vorgelegt. Die Beschlüsse wurden im Gemeindeprotokoll (ab 1645) verbucht.
Gemeindebeamte gab es früher nicht; deren Stelle wurde durch Funktionäre vertreten. Laut Verzeichnis von 1776 waren dies folgende Stellen:

- zwei Eidschwörer (früher vier)

- zwei Talbieter
- ein Steuerkassier (früher zwei)
- ein Kirchprobst
- ein Talbürg

Im Jahre 1922 setzte die italienische Regierung die Podestà ein und Martell kam zur Gemeinde Latsch. Die ersten Podestà hatten noch für kurze Zeit einen Rat von 5-6 Bauern an ihrer Seite geduldet, die sie um Rat fragen konnten; dennoch wurden die Entscheidungen nach ihrem Gutdünken gefällt.

Während der deutschen Besatzung, also von 1943 bis Kriegsende, lag die Verwaltung des Tales in deren Händen; es wurde ein kommissarischer Bürgermeister eingesetzt.
Nach dem Krieg 1945, nachdem die Demokratie wieder gesiegt hatte, lag die Verwaltung in den Händen der Bevölkerung, die zu den Urnen gerufen wurde. Im selben Jahre scheint der erste ordentliche Bürgermeister auf. Seither gab es sechs Bürgermeister in Martell. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.25)
Die aktuelle Gemeindeverwaltung setzt sich wie folgt zusammen:

- *Der Bürgermeister - Gamper Peter*, welcher der demokratische Ausdruck der dörflichen Gemeinschaft und das Haupt der Gemeindeverwaltung ist. Er hat die allgemeine und gesetzliche Vertretung der Körperschaft inne.
- *Der Vize-Bürgermeister - Stricker Erich (Altstätter Georg*, zweite Hälfte der Amtsperiode 2005-2010), welcher vom Bürgermeister unter den Gemeinderäten gewählt wird obliegen bei Abwesenheit oder bei Verhinderung des Bürgermeisters alle Funktionen und dessen Befugnisse auszuüben.
- *Der Gemeinderat,* ist die unmittelbare Vertretung der örtlichen Gemeinschaft. Im Martell besteht dieses Gremium aus den Bürgermeister, Vize-Bürgermeister und 15 Gemeinderäten.
- *Der Gemeindeausschuss* ist das Kollegialverwaltungsorgan der Gemeinde und führt die allgemeinen, die politischen und die verwaltungsmäßigen Ausrichtungen des Rates durch. Im Martell besteht dieses Gremium aus dem Bürgermeister, Vize-Bürgermeister und weiteren 3 Referenten.
  (vgl. http://www.gemeinde.martell.bz.it/default_de.htm)

Neben der Gemeindesekretärin Puintner Elisabeth sind im Gemeindeamt folgende Personen beschäftigt: Walder Ulrich (Verwaltungsassistent), Regensburger Leander (Verwaltungsassistent) und Stricker Andrea (Verwaltungsbeamtin).

Am Gemeindebauhof sind zwei Gemeindearbeiter – Fleichmann Erwin und Preis Karl- beschäftigt.
Für das leibliche Wohl im Kindergarten sorgt der Gemeindebedienstete Rieder Gerhard.
Während der Sommermonate sind zur Zeit drei landwirtschaftliche Tagelöhner im Bauhof und zwei landwirtschaftliche Tagelöhner im Bereich der Landwirtschaft tätig. Ein Beschäftigter, im Sinne des Landesgesetztes Nr. 11/1986 ist für die Führung der Sportanlage zuständig.

Noch vor 1945 wurde dem Parteiwesen kein großer Wert beigemessen. Nach der Gründung der Südtiroler Volkspartei im Jahre 1945, wurde auch in Martell die erste Ortsgruppe gegründet. Wie auch in anderen Teilen Südtirols, wurde im Jahre 1965 auch im Tal die erste Jugendgruppe der SVP ins Leben gerufen.
Im Martelltal gab und gibt es auch heute nur eine Partei: die SVP (Südtiroler Volkspartei); andere Opositionsparteien sind nicht bekannt.

3.5Militärgeschichte

Das Schützenwesen in Martell:
Wie weit das Schützenwesen in Martell zurückreicht, ist nicht genau fassbar, sicher ist aber, dass am Ende des 19.Jh bis 1918 eine Schützenkompanie in Martell bestanden hat.
Im 19. Jh. musste nicht jeder Junge einrücken, sondern es wurde das Los gezogen. Diese nannte man dann die „Leaslbuben". Diese mussten acht, später fünf und im 20.Jh. bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges drei Jahre dem Kaiser Franz Josef dienen.
Wer nicht einzurücken brauchte, trat den Standschützen bei, die im Schießstand ihre Übungen machten, um im Kriegsfalle auch ausgebildet zu sein. Jeder Junge konnte den Standschützen beitreten, wer aber zu den Schützen wollte, musste das Militär absolviert haben.

Der 1. Weltkrieg- die Ortler- und Cevedalefront:
Die Verhandlungen hinter den Kulissen: Im Jahre 1914 brach der Erste Weltkrieg aus. Obwohl Italien ein mit Österreich und Deutschland verbündeter Staat war, wurde es bei Kriegsbeginn neutral. Gleichzeitig verhandelte Italien aber mit der Entente über einen Kriegseintritt an ihrer Seite. 1915 kam es zum Abschluss des Londoner Geheimvertrages: den Italienern wurden für den Kriegeintritt auf Seiten

der Entente größere Gebietsgewinne versprochen, darunter auch das Trentino und der südliche Teil Tirols. Am 25. Mai 1915 erklärte Italien Österreich-Ungarn den Krieg.

Auch die Marteller ziehen in den Kampf: Nach der allgemeinen Mobilisierung im Jahre 1914 zogen die Männer des Tales mit ihren Rucksäcken nach Goldrain, wo sie einwaggoniert und zu den verschiedensten Frontgebieten, wie z.B. Russland, Jugoslawien usw. gebracht wurden. Es waren alle wehrfähigen Männer bis zu 42 Jahren einberufen worden. Es dauerte nicht lange, dann kamen schon die ersten Meldungen der Gefallenen.

Die Front in Fels und Eis: Als im Jahre 1915 Italien den Österreichern den Krieg erklärte und die Südfront Österreichs nur schwach mit Soldaten besetzt war, zogen die Standschützen von Martell und dem Mittelvinschgau, aber auch, die im Tal zurückgeblieben jungen und alten Männer (17 Jahre und über 60 Jahre) nach Zufall, um an der Ortler- und Cevedalefront, zeitweise mit Hilfe deutscher und österreichischer Kräfte die Verteidigung zu übernehmen. In diesem Frontabschnitt, dessen wichtigste strategische Punkte gleich zu Beginn des Krieges von den Standschützen besetzt wurden, konnte ein Durchbruch der Italiener nicht erfolgen; das gesamte Gebiet musste ununterbrochen bewacht werden. Gleichzeitig ging das Gerede um, dass die Marteller evakuiert werden sollten, da das Tal zum Frontgebiet gehöre. Zwei der größeren Glocken aus der Pfarrkirche, sowie die Glocken des Wallfahrtskirchleins Schmelz und die des Kirchleins „Steinwand" mussten abgeliefert werden, da daraus Kanonen gegossen wurden.

Abb. 19: Einige stationierte Standschützen an der Ortler- und Cevedalefront

Auf Zufall, wo das Militär, etwa 700 Mann, stationiert war entstand ein kleines „Barackendorf", das in der militärischen Umgebungssprache als „Kolonie Abendorf", nach dem damaligen Obersten der Ortlerfront bezeichnet wurde. In der seit 1882 bestehenden Schutzhütte des deutschen und österreichischen Alpenvereins der Sektion Dresden (heute Zufallhütte), wurde das Abschiedskommando eingerichtet. In ihrer unmittelbaren Nähe standen zwei Mannschaftsbaracken, eine Mannschaftsküche und eine Mannschaftstoilette, die Erste Hilfe Station, eine Bade-

und Entlausungsstation, ein Waschhaus, ein Schuster und eine Schneiderei, Pferdestallungen mit Materialdepot, ein Schlachthaus, eine Feldschmiede und im Felsen befand sich ein Munitionsdepot. Außerdem erbauten die Standschützen eine Andachtskapelle aus Holz, welche dann später vergrößert und aus Natursteinen aufgemauert wurde. Ein Militärgeistlicher hielt hier seine Messe. Noch heute sind einige solcher Baracken und Pferdestallungen zu sehen; auch die Zufallkapelle hat noch Bestand.

Abb. 20: Das „Barackendorf" auf Zufall

Da die Marteller Straße, genauer gesagt der alte Talweg 1914 nur bis Bad Salt befahrbar war, mussten im Jahre 1915 mit Pferden Lebensmittel, Holz und Munition ins hintere Martelltal, nach Zufall und weiter zu den Stellungen gebracht werden. Das Leben auf dem ewigen Eis war sehr beschwerlich, besonders bei schlechtem, kaltem und nebeligem Wetter. Im Nebel war es sehr leicht, die Orientierung zu verlieren und in die Hände der Gegner oder in eine Gletscherspalte zu fallen. Im Jahre 1916 gingen riesige Lawinen ab, welche die gesamte Fläche des heutigen Zufrittstausees bedeckten. Tage- und wochenlang war das Militär von der Außenwelt abgeschnitten. Trotzdem wartete man auf den Sieg, später zumindest auf das Ende des Stellungskrieges.

Am 3. November 1918 endete der Weltkrieg auf österreichischer Seite. Das Kriegsende kam für die meisten unerwartet, vor allem aber die Botschaft von der Kapitulation Österreichs. Österreich musste mit dem Ende des Krieges Südtirol an Italien abtreten und im Jahre 1920 wurde es rechtskräftig von Italien annektiert.

Abb. 21: Eine Gruppe von Standschützen an der Ortler- und Cevedalefront

Etwa 2/3 der eingesetzten Soldaten kamen durch Kälte, Schneestürme und Lawinen ums Leben. Ältere Männer, die den Stellungskrieg am Cevedale mitgemacht hatten, erzählten, dass nicht der Krieg und die Kämpfe das Schlimmste waren, sondern die Kälte und später der Hunger. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.209-214 und Wielander, H. (1975), S. 211-214)

3.6Dynastie- und Landesgeschichte

Wie bereits im Kapitel *Allgemeine Geschichte* ausführlich dargelegt, wurde der Vinschgau und das Unterengadin zur Grafschaft Vinschgau zusammengeschlossen und somit Verwaltungsbezirk. Wie auch alle anderen Ortschaften des Vinschgaus, so gehörte auch das Martelltal dieser Grafschaft an und wurde von verschiedensten Landesherren und Grafen verwaltet. Detaillierte Ausführungen siehe Kapitel 2.1 *Allgemeine Geschichte*.

3.7Dorf-, Stadt- und Stadtteilgeschichte

Die Gemeinde Martell wurde im 19. Jh. in vier Viertel eingeteilt: *Wald*, wozu auch Ennethal gehört, *Meiern*, *Sonnenberg* und schließlich *Ennewasser*, wozu auch die Gand gehört." (Perkmann-Stricker, A. (1991), S.12)

Heute wird die Gemeinde Martell in folgende sieben Ortsteile eingeteilt: *Gand*, *Ennewasser, Thal (Martell-Dorf)* mit *Meiern, Sonnenberg, Ennetal, Waldberg* und *Hintermartell*.

Abb. 22: Alter Lageplan einzelner Ortsteile des Tales

Der Sonnenberg erstreckt sich vom Weiler Eberhöf bis Steinwand, wo sicherlich die erste Besiedelung stattfand und die ersten Höfe entstanden. Der talauswärts liegende Ortsteil Ennewasser, zu dem auch Bad Salt gehört, dürfte einst eine der ältesten Siedlungsstellen gewesen sein. Zudem sollte dort ein „großes" Dorf bestanden haben, welches aber angeblich durch einen gewaltigen Bergsturz begraben wurde. In der Gand, welche in der breiten Talsohle liegt, vom Unterwald bis zum Flimbach reicht und durch sein sumpfiges, steiniges Gebiet erst kultiviert werden musste, sollte es zu Beginn des 18. Jh. durch die vielen Einwanderer zu einer ersten Verdichtung der Wohnstätten gekommen sein.

Da der Ortsteil Gand sich im Talboden am unmittelbaren Flusslauf der Plima befindet, wurde er des Öfteren von Überschwemmungen heimgesucht. Die aber im Jahre 1987 wütende Unwetterkatastrophe war Zeitgedenkens sicherlich die schlimmste, da der Ortsteil großteils zerstört wurde. Jedoch durch den jahrelangen mühvollen Wiederaufbau der Örtlichkeit treffen wir heute auf eine fast neu entstandene Gand.
Wann die Ortsteile Martell-Dorf (Thal), mit seiner Streulage Meiern, Ennetal, Waldberg und Hintermartell entstanden sind, ist urkundlich nicht fassbar. Sicher ist aber, dass sowohl die Örtlichkeit Gand, als auch der Ortsteil Martell-Dorf in den letzten Jahrzehnten durch einerseits Wiederaufbauarbeiten und andererseits Sanierungen eine beträchtliche Entwicklung durchgemacht haben.

3.8 Personengeschichte

Auch im Martelltal gab es mehrere herausragende Persönlichkeiten, von denen man auch heute noch spricht. Ich möchte einige davon nennen:

Josef Eberhöfer, der „Frühmesser" und sein „Frühmesserbuch"
➔ siehe nähere Beschreibung im Kapitel Historiographie- und Archivgeschichte

Franz Eberhöfer, der „Latinus" oder „Lateiner Franz
Franz Eberhöfer, ein Namensvetter des Josef Eberhöfer wird auch „der Weise von Martell" genannt. Er lebte von 1801-1882. Der Lateiner, früher auch „Christl Franz" genannt, war eine eigenartige Erscheinung, eigenartig im Bildungsgang und Erfolg, eigenartig aber auch in seinem Privatleben. Mit 12 Jahren besuchte er für 4 ½ Jahren die Dorfschule und diente dann als „Hütbub" bei einem Bauern im Schnalstal. Der Bauer, welcher selbst das Untergymnasium besucht hatte, erkannte die geistigen Begabungen des jungen Hirten und gab ihn den ersten Lateinunterricht. Dies war der Beginn eines lebenslangen Selbststudiums. Er studierte also, ohne jemals eine nennenswerte Ausbildung genossen zu haben, Mathematik, Philosophie, Latein, Griechisch, Französisch, Englisch, Italienisch und Hebräisch. Seine Bemühungen, in einer Schule unterzukommen und einen Abschluss zu erreichen scheiterten am ständischen Denken jener Zeit: „Der Hüterbub und Bauernknecht soll bei seinen Kühen und Schafen bleiben!" Er ließ sich durch keine Schicksalsschläge und nicht durch seine Armut unterkriegen und bringt sich den Talbewohnern, als gebildeten und dennoch vom Pech verfolgten Menschen in seiner Selbstbiographie unter dem Namen „Sunital" (umgekehrt LATINUS) näher. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.151)

Die vier studierten Söhne Perkmann von Martell

Martin Perkmann lebte von 1825-1866 und war ein mathematisches Talent, studierte in Innsbruck Philosophie, nachher in Trient Theologie und war nach einigen Jahren als Seelsorger 1861 als Profess im Hohen Deutschorden tätig. Außerdem besaß er hervorragende Kenntnisse in Jüdisch, Aramäisch, Arabisch und Persisch.

Peter Paul Perkmann lebte von 1827-1909, trat im Jahre 1847 in das Stift Kloster Marienberg im Vinschgau ein und unterrichtete klassische Sprachen und Italienisch, Englisch, Französisch und Spanisch. Er schrieb eine Reihe von wissenschaftlichen Werken, so beispielsweise „Das Verhältnis Goethes zur Philosophie" und „Die Natur, eine Symbolik des Geistes". 1862 war er Regens des Stiftkonviktes, 1862/62 Leiter des Redifianums und feierte 1900 sein goldenes Priesterjubiläum. Er war ein begeisterter Lehrer und förderte seinen einstigen Lehrer und Freund Franz Eberhöfer, den „Lateiner" von Martell, besonders durch Büchergabe. Eberhöfer widmete ihm 1879 sein Werk „Sunital". (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.153)

Peter Perkmann, Zwillingsbruder von Peter Paul Perkmann lebte von 1827-1908, besuchte erst mit 17 Jahren das Gymnasium in Meran, dann die Universität in Innsbruck und Wien und studierte Geschichte und alte Sprachen. Er wurde Mitglied des Institutes für österreichische Geschichtsforschung in Wien, war von 1856- 1862 Professor an der Ober- Realschule in Klagenfurt und promovierte 1862 zum Dr. phil. an der Universität in Wien. 1889 war er Professor für Geschichte und alte Sprachen am Gymnasium in Innsbruck. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.153)

Rochus Perkmann lebte von 1830-1899. Er besuchte bereits mit 5 Jahren die Volksschule und später das Gymnasium in Meran. Dann studierte er an den Universitäten in Innsbruck, München, Wien und Graz und unternahm mehrere Studienreisen. 1855 erwarb er das Doktorat in Philosophie und 1856/57 war er Hörer an der Universität in Berlin. 1859 begann er in Wien seine wissenschaftlichen Arbeiten als freier Schriftsteller und Wissenschaftler und war reger Publizist in den angesehenen Blättern der Monarchie und Mitarbeiter der neugegründeten „Freien Presse" in Wien. 1866 unterrichtete er als Professor für Handelsgeographie und Statistik an der ersten Handelakademie und bereiste in den Jahren 1868-70 aus Studiengründen die Levante, die Länder des vorderen Orients und Ägypten. 1872

wurde er zum Mitglied der Ital. Geographischen Gesellschaft in Rom ernannt; sein Hobby war die Astronomie. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.154)

Franz Eberhöfer, der „Talhofer"

Franz Eberhöfer, nicht zu verwechseln mit dem „Lateiner", der den gleichen Namen trägt, lebte von 1874-1957 und stammte aus einer armen Familie. Trotz Begabung und Lerneifer war ein Weiterstudium nicht möglich. Dennoch bildete er sich durch vieles Lesen weiter und bekam mit 17 Jahren eine Stelle als Hilfslehrer. Nach schwerer Krankheit verdiente er sich das Brot als Taglöhner, Wald- und Steinbrucharbeiter und zog mit 25 Jahren in die Schweiz, um dort Französisch zu lernen. Mit dem Ersparten besuchte er eine Hotelfachschule, erlernte Englisch und erhielt eine Stelle als Hotelportier. Nach 2 Jahren kehrte er wieder in seine Heimat zurück, legte die Prüfung über Strafgesetz ab und wurde zur Ausübung der Strafverteidigung an der Prätur in der Marktgemeinde Schlanders ermächtigt. Nach sechsjähriger Tätigkeit wurde er von den Faschisten seiner Funktion enthoben und konnte nur noch zeitweise als Hilfsdiener arbeiten; heimlich unterrichtete er in den Katakombenschulen. In seinen letzten Lebensjahren besuchte er öfters seine Heimat Martell und übergab den damaligen Pfarrer seine Biographie und sein Büchlein „Notizen aus Martell". (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.154)

Josef Gorfer, der „Steinwandter Luther"

Eine faszinierende Persönlichkeit war auch Josef Gorfer, der als „Steinwandter Luther" in die Geschichte des Vinschgaus eingehen sollte. Er wurde 1764 im Schnalstal geboren und kam als kleiner Junge nach Martell, wo sein Vater einen Hof angekauft hatte; seine Jugendjahre verbrachte er in Schlanders am Wibmhof. Aus Nordtirol kommend hatte die „Manhartsekte" im Vinschgau Fuß gefasst, der sich Josef Gorfer und die Familie vom Wibmhof anschlossen. Man sprach von der „Wibmer Sekte", dessen Führer später Josef Gorfer wurde. Sie verweigerten den geistlichen Herren und der Bayernregierung den Gehorsam und blieben der Kirche fern. Anhänger fanden sie auch im Martelltal und im Schnalstal.

Josef Gorfer suchte später, auf Grund einer unerfüllten Liebe, schwermütig Trost in der Einsamkeit der Berge und wandte sich der Heilkräuterkunde zu; als Heilpraktiker, auch „Schnalser Doktor" genannt, konnte er einigen Kranken in ihren Leiden helfen. Viele kamen vertrauensvoll zu ihm, andere verachteten ihn und erklärten in als verrückt. (vgl. Wielander, H. (1975), S.203)

Die Reihe der bedeutenden Köpfe aus dem Martelltal ist noch nicht zu Ende. Aus dem Martelltal stammt auch der **Barockbildhauer Gregor Schwenzengast.**

Er wurde im Jahre 1646 in Martell geboren und wird 1722 zum letzten Mal urkundlich erwähnt; das Sterbedatum ist unbekannt. Seine Werkstatt hatte er in der Gemeinde Latsch, wo er sich mit ca. 30 Jahren niederließ. In Adelskreisen war er ein geschätzter Mann und entfaltete eine reiche Tätigkeit besonders als Maler und Bildhauer, wie die vielen Werke im Vinschgau und Burggrafenamt beweisen. Hauptsächlich arbeitete er mit weißem Marmor, so beispielsweise stammt das Marienbild am Edelsitz in Mühlrain in Latsch und mehrere Madonnenmedaillons an Häusern in Schlanders von ihm. Im Jahre 1730 stiftete er noch eine Glocke für die Kirche in Martell. (vgl. Wielander, H. (1975), S.205)

3.9 Verfassungs- und Rechtsgeschichte

Die Talordnung:

Die so genannte Talordnung wurde im Jahre 1832 vor dem Landrichter Johann Nepomuk Strolz, vor dem Schreiber Friedrich Eduard Brader und vor den bevollmächtigten Deputierten der Gemeinde verkündet. Sie enthielt eine Vielzahl an Paragraphen, an welche sich die Talbewohner zu halten hatten.

Da das Martelltal ein Bestandteil Südtirols ist, gilt heute dessen Verfassungsrecht auch für die Gemeinde Martell. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.29)

Die Rechtsgeschichte:

Ein Rückblick in die ehemalige Gerichtsbarkeit führt in die Zeit des Mittelalters, wo der Graf von Schlandersberg Gaugericht hielt und Urteile sprach. Aus Gauen entstanden in der Folgezeit Gerichtssprengel mit einem ständigen Richter. Aus Gemeindedelegierten konstituierten sich die Gerichtsausschüsse, welche mit einem landesfürstlichen Richter an der Spitze in der Gesetzgebung die Landesbehörde, im Strafrecht ein heutiges Schwurgericht und in Kriegszeiten die Landesverteidigung vertrat. Eine solche Körperschaft hatte in früheren Jahrhunderten weitgehende Befugnisse und Aufgaben. Etwas größere Gemeinden entsandten je einen gewählten Gerichtsdelegierten in den Gerichtsausschuss. Auch das Martelltal war seit jeher im Gerichtsausschuss durch einen Delegierten vertreten. 1332 war Lass der Gerichtssitz, erst unter Margarethe Maultasch wurde der Gerichtssitz nach Schlanders verlegt. Das Gebiet vom Schnalsbach bis einschließlich Eyrs bildete den Gerichtssprengel Schlanders. Alle, in diesem Gebiet liegenden Gemeinden und Ortschaften, somit auch

Martell, unterstanden dem Gericht von Schlanders. 1490 wurde für den Gerichtssprengel Schlanders erstmalig die gültige Gerichtsordnung aufgestellt und errichtet. 1653 wurde dem Grafen Maximilian von Mohr als Leheninhaber von Montan für die Gebiete Morter und Martell die niedere Gerichtsbarkeit übertragen, in Strafsachen war aber weiterhin die Marktgemeinde Schlanders zuständig. Damit wurde der Gerichts- und Burgfrieden Montan geschaffen, wie er in alten Urkunden aufscheint. Burgfrieden deshalb, da Personen wegen, außerhalb dieses Gebietes begangener Vergehen in diesem Gebiet Immunität genossen und nicht weiter zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Nur Personen wegen Verübung von Verbrechen im Sinne der Gerichtsordnung konnten ergriffen und dem Landgericht Schlanders überstellt werden. Ab 1653 war Montani Sitz eines ständigen Richters, welcher unter der bayerischen Herrschaft aufgehoben wurde. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.24-25)

In Martell gab es bis heute noch nie ein eigenes Gericht; wie andere Gemeinden unterliegt auch die Gemeinde Martell dem Bezirksgericht Schlanders.

3.10 Wirtschafts-, Handels- und Verkehrsgeschichte

Verglichen zu anderen Tälern war das Martelltal schon immer etwas ärmer. Die Bauern waren Selbstversorger: sie hielten auf ihren Höfen Vieh, und begannen allmählich Grund und Boden zu roden, um diese zu bewirtschaften und somit ihre Lebensexistenz abzusichern. Jahr für Jahr wurde auf steilen, meist abschüssigen Äckern mit Vieh und primitivsten Geräten in mühseliger Arbeit Korn, Getreide und Kartoffeln angebaut.

Abb. 23: Bäuerin bei der Heuarbeit

Abb. 24: Bauer bei der Heuarbeit im steilen Gelände

Das Vieh wurde geschlachtet und dabei alles verwendet: Die Häute wurden getrocknet und zum Gerber gebracht, der sie zu Leder verarbeitete. Die Wolle wurde gereinigt und im Winter zu Fäden versponnen, woraus dann Socken, Pullover usw. gestrickt wurden. Aus feinen Woll- oder Flachsfäden wurden Leintücher, Tisch- und Handtücher, Hemden und Kleider gewoben.

Das Leben auf den Höfen war sehr hart und die Menschen kämpften ums Überleben.

Im 15. Jh. begann man schließlich im Tal nach Erzen zu graben. Graf Hendl von Kastelbell ließ für die Ausbeutung von Erzgruben viele Bergknappen aus Nordtirol ins Martelltal kommen; einige wanderten bald wieder ab, andere hingegen ließen sich nieder. Abgebaut wurde vor allem Eisen, Kupfer und

etwas Silber. Zur Verarbeitung der im Tal gewonnenen Erze ließ Freiherr Hendl ein Schmelzwerk errichten; dafür mussten riesige Waldflächen abgeholzt werden, um das Holz zu Holzkohle für die Schmelzwerke zu verwenden. Wo heute die von Graf Hendl erbaute Wallfahrtskirche Maria in der Schmelz steht, war früher ein Bergwerkszentrum. Aus den Bergwerken zog er reichen Gewinn, für das Tal selbst jedoch war der Betrieb ohne weiteren Vorteil. Im Jahre 1782 kam es zum völligen Zusammenbruch des Bergbaus und so mussten sich einige Arbeiter, welche in Martell blieben nach neuen Erwerbsquellen umsehen, um ihr Überleben zu sichern. Sie gingen zur Ausübung eines Handwerks über und verdienten sich als „Binder" (Korbflechter) und „Drechsler" (Hersteller von groben Holzgefäßen) ihren Unterhalt. Die angefertigten Stücke wurden oft bei Nacht und Nebel zum Verkauf ins Tal, teilweise auch bis nach Meran und Bozen gebracht. Die meisten Handwerker arbeiteten aber zusätzlich noch als Taglöhner auf den Bauernhöfen mit und betrieben nebenher selbst etwas Landwirtschaft, sofern sie Land erwerben konnten. Allmählich kam also das Handwerk auf und so kamen von Zeit zu Zeit Scherenschleifer und „Pfannenflicker" in das Tal, und suchten etwas zu reparieren oder zu verkaufen. Neben dem Schuster und dem Schmied, gab es auch einen Schneider im Tal, welcher die Kleider nähte, die ihm aufgetragen und bestellt wurden. Früher aber hatten die Handwerker in Martell kein leichtes Leben, da sie einerseits ihre Arbeit für ein Stück Brot verrichten mussten, andererseits, Armut auch in der bäuerlichen Bevölkerung verbreitet war, die Bauern sehr erfinderisch wurden und sich somit vieles selbst machten.

Abb. 25: Bauer bei schwerer Feldarbeit-Kartoffelernte

Bis zum Jahre 1934 gab es lediglich den schlecht befahrbaren alten Talweg und somit einen sehr ungünstigen Zugang zum Tal. Als 1905 die Vinschgauer Eisenbahn ausgebaut wurde, sind auch im Martelltal neue Hoffnungen entstanden, dass nun auch eine Zufahrtsstraße in das Tal gebaut werden würde, um es für die Außenwelt zugänglich zu machen. Nach vielen gescheiterten Projekten zum Straßenbau, wurde dann endlich im Jahre 1934 die Zufahrtsstraße ins Tal hergerichtet und ausgebaut. Allmählich wagte man sich auch mit dem Gedanken „Fremdenverkehr" auseinander zusetzten und so erbaute im Jahre 1935 ein italienischer Großindustrieller im hinteren Martelltal das

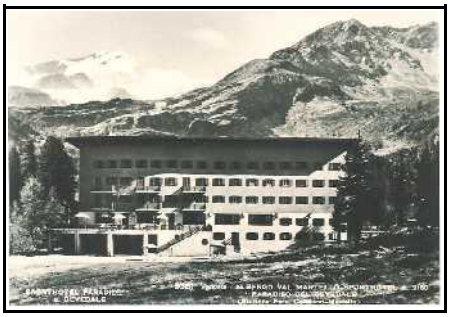


Abb. 26: Das Nobelhotel „Hotel Paradies" im Jahre 1937

Nobelhotel „Hotel Paradies" nach modernster Architektur, welches der ganzen Gegend den Namen „Pardies" gab. Dieses Hotel war für die Marteller Bauern gleichzeitig ein guter Absatzmarkt. Einen weiteren Zusatzverdienst für die Bauern bot der Kutschdienst. Die Gäste und ihr Gepäck wurden mit Kutschen oder im Winter mit Schlitten zum Hotel gebracht. 1943 wurde der Hotelbetrieb jedoch eingestellt, das Hotel von der deutschen Wehrmacht besetzt und als Spionageschule benutzt.

In den 50er Jahren, nach erneuter Armut, versuchten die Talbewohner sich mehr und mehr dem Fremdenverkehr zu nähern, um die wirtschaftliche Lage zu verbessern. Die Talstraße als Hauptverkehrsträger, welche früher Staatseigentum war, wurde vom Land übernommen, wiederum ausgebaut, verbessert und begradigt und die Häuser in der Talsohle wurden vermehrt umgebaut, um Beherbergungen anzubieten und somit den Tourismus allmählich anzukurbeln.

Hirsche bei der Brunft, seltene Vögel im Hochgebirge, bizarre Schluchten, geheimnisvolle Wälder, schneeweiße Gletscher, jahrhundertealte Almen, Panoramawanderwege im Hochgebirge mit berauschendem Ausblick in die Gletscherwelt der Ortlergruppe und nicht zuletzt Menschen, die mit ihrer Heimat ebenso verwurzelt sind wie die knorrigen Kiefernbäume im Boden an der Waldgrenze ließen das Martelltal zu einem Erholungsparadies florieren. Das Martelltal ist in vieler Hinsicht noch immer ein Geheimtipp für Feriengäste. Zum Glück, denn von klassischen Infrastrukturen zur Förderung eines monotonen Massentourismus blieb das Vinschger Seitental bisher verschont. Da das Tal im Nationalpark Stilfserjoch, in einem der größten Schutzgebiete Europas liegt, ist der größte Schatz, den Martell bis heute noch bewahren konnte, die großteils unberührte Natur und die bergbäuerliche Kulturlandschaft mit ihren schindelbedeckten Höfen und verwitterten Feldzäunen. (vgl. www.martell.it)

Abb. 27: Biathleten im Biathlon-Zentrum Martell

Ein noch sehr junger Wirtschaftszweig ist das Biathlonzentrum im hinteren Martelltal. Erstmals wurden 1992 anlässlich der nationalen Jugendwinterspiele Biathlonwettkämpfe in Martell durchgeführt. Bald darauf wurde die Sektion Biathlon innerhalb des Amateursportvereins Martell gegründet und somit erfolgte der Startschuß für die aktive Jugendförderung. Schon bald zeigte sich, dass die Marteller

Bevölkerung begeistert war von diesem neuen Sportangebot. Jahr für Jahr steigerte sich die Anzahl der Kinder aus Martell und aus der Umgebung, die die Trainingsangebote nutzten und an den lokalen und überregionalen Rennen teilnahmen. Auch kleinere Rennen auf lokaler Ebene wurden nun regelmäßig vom ASV Martell organisiert, doch der bestehende provisorische Schießstand stieß bald an seine Grenzen.

Motiviert durch die Erfolge des eigenen Nachwuchses und unterstützt von der biathlonbegeisterten Bevölkerung entschloss man sich Ende der 90er Jahre zum Bau eines Biathlonzentrums auf 1700 m Meereshöhe in Martell. Zum Zentrum gehören außerdem noch das Servicegebäude sowie genügend Parkplätze in der Nähe des Stadions. Mit den Arbeiten für die Erweiterung der Loipen wurde im Jahr 2000 begonnen, es folgten das Start-Ziel Gelände und der Schießstand, der mit 30 vollelektronischen Schießständen ausgestattet ist und der im Jahr 2002 fertig gestellt wurde. Mit dem Bau des Gebäude und der Parkplätze wurde 2005 begonnen.

Im Jahre 2007 wird die erste Biathlonweltmeisterschaft in Martell stattfinden. (vgl. www.biathlon-martell.com)

Martell ist längst kein armes Tal mehr, sondern ein Tal mit Zukunft. Die Modernisierung in der Landwirtschaft durch Einsatz neuer Maschinen, sowie die Umstellung auf den Beeren- und Gemüseanbau brachte dem Tal einen großen wirtschaftlichen Aufschwung. So werden heute in Martell Karfiol, eine eigene Radicchiosorte, Kartoffeln, aber vor allem verschiedene Beerensorten auf insgesamt 70 Hektar angebaut.

Bekannt ist das Martelltal heute neben den genannten Wirtschaftszweigen, vor allem als das höchstgelegene zusammenhängende Erdbeer-Anbaugebiet Europas. Durch die idealen klimatischen Bedingungen gedeihen die Beeren bis ins hintere Martelltal auf 1800 m, wo die Ernte in guten Jahren bis Ende September anhalten kann. Neben den bekannten Erdbeeren finden sich in Martell auch Himbeeren, sowie rote und schwarze Johannisbeeren. Die Anbauflächen wachsen jährlich um 10%. Eine Rekordernte wurde 2004 erzielt, wo die Erdbeerproduktion von 487 Tonnen im Jahr 2003 auf 815

Abb. 28: Erdbeerernte im August

Tonnen stieg. Bei den Johannisbeeren gab es eine Steigerung der Anlieferungsmenge von 38 Prozent (40 Tonnen), bei den Himbeeren verdoppelte sich die Ernte beinahe (15 Tonnen).

Neben dem relativ jungen Beeren- und Gemüseanbau, besteht in Martell weiterhin die Viehwirtschaft; neben dem Milchvieh werden auch Schafe gehalten. Heute ist das Martelltal unter dem Motto ***BERGE, BEEREN, BIATHLON*** bekannter denn je. (vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Martell_%28S%C3%BCdtirol%29 und http://www.raiffeisen.it/uploads/media/Nr._13_-_22.07.2005.pdfernet)

3.11 Sozial- und Gesellschaftsgeschichte

Wie bereits erwähnt, war Martell lange Zeit ein sehr armes Tal und vom harten, bäuerlichen Leben geprägt. Bis Ende des 18.Jh. gab es kein Sozialgefälle, da für alle große Not und Armut herrschte und es für jeden Bewohner des Tales Tag für Tag ein Kampf ums überleben war. Erst anfangs des 19.Jh. als der Erzabbau eingestellt wurde und sich die eingewanderten Bergknappen neue Erwerbsquellen suchen mussten, reichte die soziale Abstufung vom Vollbauer bis zum „Bettler". Die Bauern, welche Grund und Boden hatten, durch harte Arbeit ihre Äcker und Felder bewirtschaften waren Selbstversorger und konnten so, aber auch durch die Haltung von Vieh der Hungersnot schlecht und recht entgegenwirken. Die ehemaligen Bergknappen aber, welche sich in heruntergekommene Häuschen im Ortsteil Gand niedergelassen hatten und zum größten Teil kein Grund und Boden besaßen, mussten, sofern es überhaupt möglich war, zur Ausübung eines Handwerks übergehen (Korbflechter, Hersteller von groben Holzgefäßen, usw.), als Karrner durch das Tal ziehen, sich als Taglöhner auf den Bauernhöfen das tägliche Brot verdienen und täglich um ihr Überleben bangen. Auch war das Verhältnis zwischen einheimischen Bauern und Bergknappen mehr schlecht als recht, da letztere, wie bereits erwähnt, von auswärts kamen. Die Bauern gestanden somit den Knappen kein Holzrecht zu, unter anderem um die Abwanderung dieser zu begünstigen. Die Bergknappen waren dadurch zum Diebstahl des Brennmaterials oder zum Betteln gezwungen. Auch zwischen den einzelnen

Ortsteilen gab es ein Sozialgefälle, welches sich bis in die letzten Jahrzehnte hinein erhalten hat. Der Talboden, also die Gand war das Wohngebiet des ärmeren Bevölkerungsteils, der, wie bereits erwähnt, nur mühsam in armseligen, beengten hygienelosen Häuschen sein Leben fristete. Unter anderem durch diese Armut war das Tal von stetigen Abwanderungen und geringen Zuwanderungen gekennzeichnet, was nicht ohne Folgen für die Entwicklung der Marteller Bevölkerung blieb. Das Fehlen an fruchtbarem Austausch mit Menschen von auswärts schien zu bestimmten Eigenarten des Tales geführt zu haben. Das Ineinanderheiraten und die damit verbundene, wenn auch oft nur weitläufige, physische Verwandtschaft war und ist auch heute noch sehr groß. Wie stark die negativen Auswirkungen dieser Verwandtschaftsehen waren, ließ sich nicht ermessen. Auch sollte ein ganz bestimmter „Menschenschlag" in Martell entstanden sein (ungewöhnlich rau, etwas verschlagen, jähzornig, seelisch ziemlich hart eingestellt, usw.) und was die Notwendigkeit der Schulbildung anbelang, war die zum größten Teil bäuerliche Bevölkerung sehr konservativ eingestellt. All das aber schien sich durch die allmähliche Verkehrsentwicklung und die damit verbundene „Öffnung" des Tales aufzulösen und zu verbessern.
Heute gibt es im Tal kein nennenswertes Sozialgefälle mehr; Martell lebt gegenwärtig zum überwiegenden Teil von der Landwirtschaft und vom Gast- und Baugewerbe, aber allen voran vom Tourismus.

3.12 Katastrophengeschichte

Schon in früheren Jahrhunderten wurde das Martelltal wiederholt von Katastrophen heimgesucht. In der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, etwa 1586 und im Jahre 1630 wütete die *Pest* und ließ manche Familien gänzlich aussterben. Die *Platternpest* hat in den letzten zwei Jahrhunderten große Sterblichkeit unter den Kindern verursacht; zuletzt wütete sie 1805. Im Jahre 1822 verbreitete sich in Martell ein ansteckender *Typhus,* welcher weiters große Sterblichkeit verursachte. 1836 brach die tödliche *Cholera* aus, welche von Bormio nach Prad, durch den Vinschgau nach Morter und schließlich bis ins Martelltal kam.
Im Jahre 1816 wurde das Tal von einer *Hungersnot* und um 1882 von einer *Erdflöheninvasion* heimgesucht. Auch wüteten im Tal Brände und eine Vielzahl von Schneekatastrophen. Im Jahre 1916/17 war das ganze Tal mit Schneemassen vollbedeckt. Auf Zufall wurde der Schnee fortlaufend gemessen und schließlich eine Höhe von 11 m zusammengerechnet. Neben all diesen und noch weiteren Katastrophen, war ein Großteil davon dem Element Wasser zuzuschreiben. Durch die

geographischen Gegebenheiten genügte oft schon ein plötzlich auftretendes Unwetter mit Hagelschlag, um einen oder mehrere Gräben abgehen zu lassen. Diese sehr oft wiederkehrenden Naturereignisse haben aber selten Behausungen bedroht oder gar vernichtet und verursachten meist „nur" Flurschäden, die als nicht so gravierend eingestuft wurden. Die großen Katastrophen werden dem großen Talbach, der Plima, zugeschrieben. Erste, aber sehr unsichere Angaben darüber sind nur mündlich überliefert. Es werden in dem so genannten „Frühmesserbuch" (erste Chronik von Martell) einige dieser Katastrophen, welche aber auch nur Sagen sein könnten, erwähnt. Erste Berichte über Überschwemmungen gab es am Ende des 18. Jahrhunderts: 1772, 1777 und 1789.

Ungewöhnliche Überschwemmungskatastrophen ereigneten sich dann am Ende des 19. Jahrhunderts; ungewöhnlich deshalb, da sie bei schönem Wetter und scheinbar grundlos auftraten und längere Zeit über die Ursachen nur Vermutungen und Erklärungsversuche angestellt wurden.

Sicherlich kann die, im Jahre 1987 wütende Unwetterkatastrophe als eine der schlimmsten des Tales in die Geschichte eingehen. In vielen Büchern wird sie auch die „gemachte Katastrophe" genannt. Wer von den Bewohnern des Martelltales, von Morter, von Goldrain und von Latsch hat sich darüber Gedanken gemacht, dass der Zufrittstausee im hinteren Martell eine ernsthafte Gefahr für sie werden könnte? „Folgende unglückliche Umstände häuften sich an diesem 24. August 1987:

- Anhaltender Regen ließ den See bedenklich steigen
- Der erhoffte Schneefall in den Bergen blieb aus
- Der bis an den Rand gefüllte See drohte überzulaufen
- Unsicherheit in der Entscheidungsfindung, die richtigen Maßnahmen zu treffen
- Nur ein Aushilfs-Schleusenwärter versah Dienst am Stausee
- Die Grundschleusen wurden geöffnet
- Der Strom fiel aus
- Das Notaggregat sprang nicht an
- Hilfe zur manuellen Schließung der geöffneten Schleusen musste aus 2,6 km Entfernung geholt werden
- Dadurch blieben die Schleusen zu weit und zu lange geöffnet

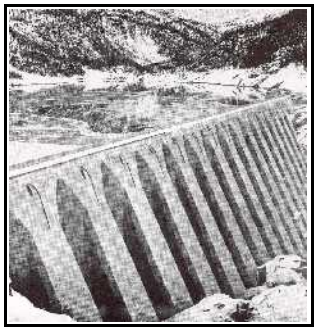


Abb. 29: Die Staumauer

Abb. 30: Die Überlaufschleuse der Staumauer

Das unter gewaltigem Druck auslaufende Wasser (geschätzte 300 bis 500 m3 in der Sekunde laut Berechnung des Amtes für Wildbachverbauung) brach sich nun Bahn durch das Tal. Nachdem es unterwegs schon verheerende Schäden an Straßen und Fluren angerichtet hatte, erreicht es um ca. 21 Uhr den Ortsteil Gand, der großteils zerstört wurde. Weiter talauswärts wurden Wiesen (ca. 18 ha) überschwemmt und weitere Häuser schwer beschädigt. Bei Morter konnte mit größtem Einsatz mehrerer Feuerwehren die Flut vom Dorf abgelenkt werden, die dann aber wieder in die Industriezone und an mehreren Wohnhäusern in der Gemeinde Latsch große Schäden anrichtete. Unterhalb der Mündung der Plima in die Etsch wurde ein Teil der Staatsstraße weggeschwemmt.

Abb. 31: Der zerstörte Ortsteil Gand

Im Spätherbst 1987 veröffentlichte die Gemeinde Martell eine Grobschätzung der Schäden auf ihrem Gemeindegebiet: 7.762.000.000 Lire.

Schon in den ersten Tagen der Katastrophe, nachdem nähere Informationen bekannt geworden waren, war allen Bewohnern des Tales, aber auch Landespolitikern, welche die Lokalaugenscheine vornahmen und deshalb öfters in Martell weilten, klar, wer der Hauptschuldige und Verursacher für die in diesem Ausmaß stattgefundenen Verwüstungen war. Es konnte nur durch das Öffnen der Grundschleusen zu dieser Katastrophe kommen. Die SELM Montedison als Betreibergesellschaft beruht sich darauf, alle gesetzlichen Vorschriften eingehalten zu haben und erklärte auch in verschiedenen Presseaussendungen, dass die Folgen des Zufrittstausees eingeschränkt worden seien.

Abb. 32: Einige Tage nach der Katastrophe

Obwohl vieles gegen die Betreibergesellschaft des Zufrittstausees sprach und eine Schuld offen auf der Hand zu liegen schien, wehrte sich der Elektrokonzern vehement gegen ein Eingeständnis der Schuld. Die besten Rechtsanwälte wurden bemüht das, vom Land, der Gemeinde Martell und Latsch eingeleitete Strafverfahren möglichst lange hinauszuzögern. Insgesamt benötigte das italienische Gericht über acht Jahre um das Strafverfahren zu eröffnen. In der Zwischenzeit bemühten sich die Landesregierung, die Gemeinde Martell und Latsch, sowie einige Betroffene im Jahre 1992 das Zivilverfahren zu eröffnen.

Gleichzeitig begannen die Aufräumarbeiten, welche von vielen freiwilligen Helfern unterstützt wurden: Straßen wurden aufgefüllt und wieder befahrbar gemacht, Häuser mussten von Geröll und Schlamm befreit werden, usw. Während die einzelnen Betroffenen mit der Arbeit an ihren verbliebenen Habseligkeiten beschäftigt waren, musste sich die Gemeindeverwaltung mit vielen die Allgemeinheit betreffenden Problemen beschäftigen: Unterbringung und Unterhalt von ca. 80 obdachlosen Personen, Verteilung der eintreffenden Hilfsgüter und Spenden, Ermittlung und Feststellung der Schäden, Trinkwasserversorgung, Errichtung der Zufahrtswege, usw.

Nach Jahren mühevoller Aufbauarbeit und Sanierung ist der Ortsteil Gand wieder neu entstanden, in der nur vereinzelt alte Häuser zu finden sind, welche die Katastrophe überstanden haben. Eine Gedenkstätte soll auch heute noch an die schreckliche so genannte „gemachte Katastrophe" erinnern und dafür danken, dass kein Menschenleben „zu Schaden" gekommen ist.

Abb. 33: Die Gedenkstätte

Die Überschwemmungskatastrophe vom 24. August 1987 wurde erst im Jahre 1998 auch von der italienischen Justiz abgeschlossen. Das Kassationsgericht in Rom hat am Mittwoch den 24. Juni 1998 die Urteile aus der ersten und zweiten Instanz bestätigt. Es wurde entschieden, dass mit dem Wasserablassen zu lange gewartet und somit eine verheerende Überschwemmung fahrlässig verursacht wurde. Der ehemalige Direktor der SELM- Montedison wurde endgültig für schuldig empfunden. (vgl. Pfitscher, A. (1996), S. 47-112)

Abb. 34: Steintafel mit eingravierter Mahnung

3.13 Kulturgeschichte

Die Schulen, das Schulwesen und der Kindergarten früher und heute:

In Urkunden wird bereits anfangs des 17. Jh. ein Schul- und Mesnerhaus erwähnt. Dass es um diese Zeit Unterrichtsgelegenheit gegeben haben sollte, bezeugen Schriften privater Personen; jedoch waren dies wahrscheinlich Pfarrschulen.

Später werden laut Chronik, im Martelltal drei Schulen erwähnt: in Bad Salt (bis 1970), im Dorf und in Waldberg (bis 1980); sie gehörten zu der Direktion Latsch. Es

gab deshalb drei Schulen, da Martell ein sehr zersiedeltes Tal war und somit jedes Kind die Möglichkeit hatte eine Schule zu besuchen. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.56-57)
Damals gab es noch den Ganztagsunterricht, bei dem neben dem Sonntag auch der Donnerstag schulfrei war. Der Halbtagsunterricht wurde erst 1974 eingeführt.
Viele Kinder besuchten den Werktagsgottesdienst, bevor sie dann anschließend in die Schule gingen. Die Schulzeit der Kinder dauerte vom 11. November bis zum 23. April; unter Österreich waren nur 7 Jahre Schulpflicht. Die Kleineren mussten auch die so genannte „Sommerschule" im Mai besuchen, konnten aber durch ein Gesuch befreit werden. Die Kinder der letzten Klassen hatten während der gesamten Schulzeit verkürzten Unterricht, da sie zu Hause auf dem Hof bei der Arbeit helfen mussten.
Eine Lehrperson unterrichtete 30 bis 40, ganz früher sogar auch 70 bis 80 Kinder. Hatten die Schüler in einem Raum nicht Platz, so wurden die größeren Kinder am Vormittag von 8.00 bis 12.00 Uhr unterrichtet und die Kleineren am Nachmittag von 13.30 bis 16.00 Uhr, immer von derselben Lehrperson.
Die Schultasche, welche oft die Mutter genäht hatte, war aus Stoff; darin befand sich die Schiefertafel, auf der geschrieben wurde, ein kleiner Schwamm zum Löschen und der so genannte Griffel, ein Schreibstift für die Schiefertafel; es wurde nur geschrieben, gerechnet und gelesen; zeichnen und die Benützung eines Radiergummis wurden bestraft.
Sowohl in der Schule, als auch zu Hause wurden die Kinder des Öfteren geschlagen. Die größeren Burschen beispielsweise, mussten in der Schule gelegentlich auf kantigen Holzscheitern knien und bekamen Ohrfeigen.
An den schulfreien Donnerstagen mussten die Lehrpersonen um 8.00 Uhr in der Gemeinde Latsch sein. In der ganzen Direktion gab es nur fünf Lehrer mit Lehrbefähigung. Diese gaben den Hilfslehrern Hilfestellungen und stellten Unterrichtseinheiten vor, die ihnen dann als Vorbereitung dienten. Am Abend ging es dann wieder zu Fuß nach Martell zurück. Lange Fußmärsche waren früher üblich. So gingen auch alle Kinder zu Fuß zur Schule. War der Schulweg zu allen Schulen auch noch so beschwerlich, so hatte er aber auch seine schönen Seiten und Reize. Besonders im Winter gab es viel Abwechslung. Die Kinder rodelten zur Schule oder nach dem Unterricht nach Hause. Schneite es untertags sehr stark, so ging der Vater den Kindern mit der Schaufel entgegen und schöpfte den Weg frei. (vgl. Pfitscher A. (2001), S. 26-28)

Eine bereits erwähnte Schule, war die Bergschule. Das alte Schulhaus, welches 1845 von den Bauern erbaut und als Privatschule geführt wurde, stand im Ortsteil *Waldberg*, an der Stelle, wo es heute noch steht. Der Lehrer, welcher früher „Schuli"

genannt wurde, ging von Haus zu Haus um sich zu verköstigen. Der Schulfond zahlte jährlich nur 20 Gulden, ein sehr bescheidener Beitrag. Während den Sommermonaten, wo alle Kinder schulfrei hatten, musste sich der Lehrer um eine andere Arbeit umsehen; meistens ging er hüten. Lehrer solcher Bergschulen nannte man „Notschullehrer", da sie nur eine kürzere Ausbildung genossen hatten.
Dieses alte Schulhaus brannte jedoch am 28. Oktober 1906 ab und so musste ein Raum in einem Hof gemietet werden, wo dann der Unterricht abgehalten wurde. Das neue erbaute Schulhaus wurde 1955 bezogen.

Von 1925 bis 1943, also während der Zeit des Faschismus wurde in allen drei Schulen der Unterricht in italienischer Sprache abgehalten; es waren italienische Lehrpersonen tätig. Sie unterrichteten die Kinder lediglich in Italienisch, Deutsch war verboten. Im Klassenzimmer durfte nur italienisch gesprochen werden; die Schüler wurden mit italienischen Namen gerufen und alle Kinder mussten der faschistischen Partei beitreten und *Balilla* und *Piccole Italiane* werden. Es gab auch Lehrpersonen, welche ihren Hass gegen die Südtiroler offen zeigten und die Kinder somit mit Stock und Meterstab behandelten.
Viele Kinder erlernten weder Italienisch noch Deutsch. In manchen Familien wurde den Kindern von der Großmutter oder von einer Tante heimlich ein wenig Lesen und Schreiben in der Muttersprache beigebracht. Alte Bücher und Kalender wurden hervorgeholt und gelesen und der Religionsunterricht wurde in deutscher Sprache von einem Geistlichen im Widum oder auf einem privaten Hof am Donnerstag, dem schulfreien Tag, erteilt.
Auch im Martelltal gab es die so genannten Katakombenschulen, in denen während der Faschistenzeit heimlich Deutschunterricht erteilt wurde. Der Unterricht wurde in den Schulhäusern in kleine versteckte Kämmerlein abgehalten. Als die italienische Behörde davon erfuhr wurde diese Art des Unterrichtens jedoch strengstens untersagt. Gleich nach der Option, im Jahre 1939, wurden für die Deutschoptanten deutsche Sprachkurse eingeführt, die Kinder der „Dableiber" mussten aber weiterhin die italienische Volksschule besuchen, bis im Herbst 1945 dann für alle Kinder wieder in den Schulen deutscher Unterricht erteilt wurde.
1943 wurde die Erwachsenenschule eingeführt, die am Sonntagnachmittag von den Lehrpersonen des Ortes gehalten werden musste. Es konnten jene deutsch lesen und schreiben lernen, welchen in der Faschistenzeit nur italienischer Unterricht erteilt wurde.
1970 wurde die Schule im Ortsteil Bad Salt aufgrund der sehr niedrigen Anzahl der eingeschriebenen Schüler geschlossen. Auch die Schule in der Örtlichkeit Waldberg musste im Jahre 1980 aus demselben Grund geschlossen werden; es waren lediglich

nur mehr zwei Schüler eingeschrieben. Somit mussten alle Schüler die Schule in Martell-Dorf (Hauptort) besuchen, welche in der Zwischenzeit an einem anderen Standort neu erbaut und 1961 bezogen wurde. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.57-58)

Der Kindergarten:

Schon beim Bau des neuen Schulhauses in Martell-Dorf, welches im Jahre 1961 bezogen wurde, war ein Kindergarten im mittleren Stockwerk geplant. Da die damalige Gemeindeverwaltung wenig Wert auf diese Einrichtung setzte, wurde nichts aus dem Vorhaben. Später wurde ein Neubau geplant, der aber wegen bürokratischer Schwierigkeiten unterging. Im Jahre 1973 griff dann eine Gruppe von Frauen zur Selbsthilfe und so wurde ein Kindergartenverein gegründet, dessen Ausschuss 10 Personen zählte. Da sich im Erdgeschoss des Schulgebäudes eine Lehrerwohnung befand, stellte die Gemeindeverwaltung diese für den provisorischen Kindergarten zur Verfügung. 1973/74 besuchten 15 Mädchen und 14 Jungen den Kindergarten. Es waren eine Kindergärtnerin, ein Köchin und eine Praktikantin tätig. Die Gemeindeämter, welche auch im Schulhaus untergebracht waren, wurden 1978 ins neu erbaute Rathaus verlegt und somit wurden wiederum zusätzliche Räume für den Kindergarten frei, die jedoch umgestaltet werden mussten; Spielplatz für die Kindergartenkinder gab es zu dieser Zeit noch keinen.
(vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.59-60)

Auch heute noch sind die Grundschule und der Kindergarten in einem Gebäude untergebracht, sie haben jedoch getrennte Räumlichkeiten.
Die Grundschule gehört nicht mehr zur Direktion Latsch, sondern zum Schulsprengel Schlanders. Es sind ca.60 Kinder eingeschrieben und es gibt fünf Klassen (von der 1. bis zur 5. Klasse). An der Schule sind fünf Lehrpersonen und eine Raumpflegerin tätig.
Im Kindergarten sind 30 Kinder eingeschrieben, die auf zwei Gruppen aufgeteilt sind. Es sind zwei Kindergärtnerinnen und zwei Kindergartenassistentinnen, ein Koch und eine Raumpflegerin tätig.

Mittelschulen gab und gibt es auch heute noch keine im Martelltal. Seit 1965 fahren die Kinder nach der 5. Klasse Grundschule in die Mittelschule nach Schlanders.

Die Bibliothek:

Früher gab es im Martelltal bereits schon Bibliotheken, welche den Bewohnern Bücher zur Unterhaltung, sowie für die Weiterbildung boten. Laut Chronik gab es drei: die Pfarr-, die Schul- und die AVS (Alpenverein Südtirol)- Bibliothek.
Die Pfarrbibliothek besteht seit 1966 und war zuerst im Widum und später im neu erbauten Rathaus untergebracht. Im Jahre 1985 umfasste sie ca. 950 Bände und wurde vom damaligen Pfarrer, Dr. Sebastian Kröss, geführt.
Die Schulbibliothek war im Schulhaus untergebracht und umfasste im Jahre 1985 ca. 600 deutsche und italienische Bücher, die vor allem den Schülern zur Verfügung standen. Sie wurde vom jeweiligen Schulleiter verwaltet.
Die AVS-Bibliothek war seit 1982 im Bürgerhaus untergebracht, wo dem AVS Räumlichkeiten zur Verfügung standen. Sie umfasste im Jahre 1985 ebenfalls 600 Bände, die jung und alt, aber vor allem den Mitgliedern des Vereins zur Verfügung standen. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S..60)
Heute gibt es diese drei Bibliotheken nicht mehr einzeln, sondern sie wurden zu einer öffentlichen Bibliothek, welche sich im Schulhaus befindet zusammengefasst. Leiterin dieser Bibliothek ist die Bibliothekarin.

Museen/Ausstellungen:

Museen gab und gibt es auch heute noch im Martelltal keine, wohl aber eine Ausstellung, welche seit 2002 Bestand hat und im Gebäude des Informationszentrums „Cultura Martell" untergebracht ist. Titel dieser Ausstellung ist: **„In Martell in mein Tol"-Bäuerliche Kultur und Kulturlandschaft .**

Abb. 35: Das Ausstellungsgebäude „Cultura Martell"

Bereits bevor ein Konzept zu dieser Ausstellung erstellt wurde, wurde die lokale Bevölkerung miteinbezogen; so kristallisierte sich eine Arbeitsgruppe bestehend aus engagierten Bürgern aller Altersgruppen heraus. Diese ist bis heute aktiv beteiligt und das „Herz" dieses Kultur- und Infozentrums im Tal.
Aus den zahlreich ein- und mitgebrachten Ideen und Objekten entstand eine einfache und schlichte Ausstellung, welche versucht den vielen Ansprüchen, die durch das Leben und Überleben in solch einem relativ einsamen Hochtal in den Alpen entstehen, gerecht zu werden. Mit der engen und sehr fruchtbringenden Zusammenarbeit zwischen Bevölkerung und „Ausstellungs-Team" (Arbeitsgruppe) ist

man dem anfänglich gesetztem Ziel, nämlich ein „modernes Heimatmuseum" zu schaffen, sehr nahe gekommen. Nur wenn eine Ausstellung von den Betroffenen getragen wird, kann sie auch erfolgreich vermittelt und weiterentwickelt werden. (vgl.www.Martell.it)

„Der Rundgang beginnt im Erdgeschoss, in welchem sich der Nationalpark präsentiert. Das Tal wird vom Vinschgau kommend „erklommen". Die enge und steile Eingangssituation spiegelt sich im Treppenaufgang mit stimmungsvollen Bildern, die den Wandel von der Natur- zur Kulturlandschaft aufzeigen, wider.
Im ersten Obergeschoss begegnet man dem „Marteller Menschenschlag". Martellerinnen und Marteller verschiedener Altersgruppen erlauben tiefen Einblick in ihr Leben und erzählen ihr Schicksal.
Der wechselvollen Geschichte des Martelltales ist breiter Raum gewidmet. Seit Jahrtausenden wird das Tal begangen. Ein- und Auswanderungen aufgrund großer Armut und der Suche nach dem Glück bestimmten das Leben. Rohe Bretter, steinige Wege und dargestellte Einzelschicksale bringen die Kargheit, die Heimatliebe und das damit verbundene harte Dasein nahe. Unterstrichen wird dies zudem durch die Darstellung seltener, meist längst vergessener Berufe. Die Bewohner versuchten ihr Auskommen zum Beispiel durch „Schmuggeln" oder „Tschurtschlnklauben" zu erlangen. Heute nur mehr kaum bekannte Objekte einiger Berufsgruppen werden mit einem Rätselspiel verbunden dargestellt.

Das zweite Obergeschoss gibt Einblick in das harte Bauernleben. Bereits von Kindesbeinen an musste auf den Höfen mitgearbeitet werden. Zum Spielen blieb wenig Zeit. Eine Kinderecke mit altem, einfachem Spielzeug lädt Besucherkinder zum Beispiel zum Heuhüpfen, Bauen mit Holzklötzen und Basteln mit „Tschurtschln" (Baumzapfen) ein. Im Zentrum steht – wie im bäuerlichen Leben – die Stube. Bewusst wurden die „Außenwände" der Stube roh belassen. Die Stube ist in das Museum „heineingestellt" und als solches auch ersichtlich: kein Kitsch, sondern Realität. Im Inneren zeigt sich neben der kärglichen Einrichtung der Beginn eines nachgezeichneten Lebenszyklus eines Menschen in Martell mit „Vom ersten Schrei...". Die letzte für Hausgeburten zuständige Hebamme Martells erzählt aus ihrem Leben.

Mystisches Licht beherrscht das dritte Obergeschoss. Bittgänge und Prozessionen sind neben Bauernsitten und anderen heiligen Bräuchen Zeugnisse tiefster bäuerlicher Frömmigkeit. „Kinigsegn am Kiniobat", Wettersegnen, Engeltanzen, Heiratsbräuche und Bauernwochen zeugen von der Vielfalt der noch fassbaren Tradition und vermitteln einen Eindruck vom bäuerlich-kirchlichen Leben. Alter und Sterben vollenden ein Menschenleben. Der Glaube hilft die Trauer zu überwinden und gibt Trost. Die Hoffnung bleibt und findet im Licht durchfluteten Zentrum der Spirale ihren Ausdruck." (www.martell.it)

3.14 Literaturgeschichte

Perkmann Stricker Antonia wurde im Jahre 1924 in Martell geboren und war über 25 Jahre als Lehrerin im Tal tätig. Nach ihrer Pensionierung übernahm sie die Tätigkeit als Chronistin des Martelltales und veröffentlichte im Jahre 1984 die Chronik des Martelltales. Auch ist sie als Mundartdichterin, vor allem im Tal, bekannt. Sie schrieb und schreibt auch heute noch Gedichte im „Vinschger Dialekt".

Selbstversorger

Oft isch recht interessant za hearn,
wos olte leit darzehln recht gearn:
Wos sich in friarar Zeit hot gmocht
Van Huangart, van Orbat und dar Trocht.
Sou hot mein Ne-ina amoll berichtat,
dass die Oltn hobm seltn a Gwont grichtat,
sie hobm selbscht olls gspunnan und gstrickt
und jeds Beschtl aa fleißig gflickt.
A Naanmaschin hot`s selten gebm,
mit Hont und Nodl hot`s gmiaßt hebm.
As woll, Schtupp und Ledr hot ma gschneidart,
af d`Schtear sein kemmen Schuaschtar und Schneidar.
Nit lei Nuis mochn, aa aufrichtn und flickn
Ihri hobm gorbatat ba körb und ba Schtrickn.
„Selbstversorger" sogg a moderns Wort,
heint rennt ma ins Gscheft in negschtbeschtn Ort.

Perkmann Stricker Antonia, 20. Jänner 1984 (aus Pfitscher, A. (2001), S.124)

A schians Tol-dös isch mei Huamat!

Es gibt in Gebirg a Talele so hell,

seit Johrhundertwend schreibt man „Martell"-
monches isch ins erholtn bliebn,
wia miar Naturmenschn es gearn mögn.

Miar hobn nou nette Weg zan gian,
schiane Platzln zan Sitzen und zum Stian,
frische Waldr, Ockr und Wies,
die Olman schian wia a Paradies.

Die Berggipfl wia Wochn rundum stain,
ihre Schneakopp will über Summar gor nit vergian,
hinten im Tol dr Gletschar wia a Kron,
do hot dr Herrgott sei Möglichschtes toun!

Überoll Woadn, Ruggn und Pichl,
weit obn dr Mou wia goldene Sichl-
Bachlan platscharn lustig ins tol,
Quelln murmlan do und dert amol.

Gamslan af di Knött obn grosn,
und Geier aufgschreckt wischplan und blosn,
alle dia Vichlan hobn ihrn Plotz,
di Wurmentn und der freche Spotz.

Die Bauernhöf, oft recht stickl am Hong,
wo uan möchte schwindlig sein und bong,
obr dös Beierle lebt froah und zfriedn,
ruhiger als der ondre an dr Tolsoul darniedn.

Di Höf liegn zerstreit umanond,
wearn beorbatat mit fleißiger Hond-
und kemman oft Fremde do auergschnauft:
„Ach, ihr seid hier wohl verloren und verkauft!"
Die Bauern sogn drauf a besinnliches Wort:
„Ins isch heilig und recht inser Ort-
Hob`s ös eppas, an dem es hängt,
von dr Taf bis zan Lebensend?"

Perkmann Stricker Antonia, 1982 (aus Perkmann-Stricker, A. (1985), S.57-58)

Auch *Peter Paul Perkmann* (1827-1909) aus Martell, bereits im Kapitel Personengeschichte erwähnt, möchte ich in diesem Kapitel noch einmal anbringen, da er eine Reihe von wissenschaftlichen Werken geschrieben hat: „Das Verhältnis Goethes zur Philosophie" und „Die Natur, eine Symbolik des Geistes".

Die Sagenwelt:
Das Martelltal ist außerdem reich an Sagen und Erzählungen, welche früher meistens am Abend den Kindern erzählt wurden. Vieles mag verloren gegangen sein, vieles aber lebt noch in der älteren Generation weiter. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.220)

Einige Sagen aus dem Martelltal:

Schönplimatal. Das Martelltal soll früher Schönplimatal oder auch, wie ich es im Titel meiner Ausarbeitung genannt habe, Schönblümltal geheißen haben, was aber mit Blume nichts zu tun haben soll. Vielmehr sei das Wort von Blima (heute Plimabach) abgeleitet. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.220)
„Das Tal sei wirklich viel schöner gewesen, nicht so tief wie heute; von den Spitalwiesen sei es eben nach Roßgfell gegangen, ebenso vom Feldhaus zu den Pirchwiesen und von Rona zur Soilahnerwies. Durch das Tal sei ein kleines Wasser geflossen, man konnte darüber springen. Im hinteren Martell sei kein Gletscher gewesen, nur ein Korb voll auf Soi. Man konnte auf gutem Weg über die Jöcher steigen. Im Tal lagen vier Seen, bei Montani, auf Durrawies, beim Gallnmahd und Tiefgamp- heute Stausee. Manche Überlieferung weiß nur vom See auf Durrawies und Urawies zu berichten. Dieser sei dann bei Flittermühl ausgebrochen und habe das Tal sehr stark verwüstet und in die Tiefe gerissen. Unterhalb der Haslerböden und weiter am Hang talauswärts seien große Erdrutsche und Graben entstanden. Auf den Wellen dieses ausgebrochenen Sees sei eine alte Hexe gesessen und habe geschrien: Mortell und Morter. Seither habe das Tal diesen Namen. Die Plima soll einen zweifachen Lauf am Talausgang gehabt haben, einmal rechts von Montani und ein Arm sei durch Morter geflossen. Von Schlanders bis Morter erstreckte sich Wald, der Schönblümelau oder Schönplimaau genannt wurde." (Perkmann-Stricker, A. (1985), S.220)

„Das Trattlakoat: Das Trattlakoat oder die Joggl Tresa. Ein Ehepaar in Ennewasser lebte ständig in Streit. Öfters kam der Ortspfarrer in das Haus und wollte die Frau bewegen, sich zu bessern, denn sie war am Streit am meisten Schuld, aber alles war vergebens. Wie sie im Sterbebett lag, wurde der Priester nochmals gerufen, aber er kam diesmal nicht mehr. Er antwortete, er sei schon so oft gerufen worden, immer war es umsonst, und so wird es auch diesmal sein. Die Frau starb ohne priesterlichen Beistand. Nach ihrem Tod erschien sie dreimal dem Geistlichen und machte ihm Vorwürfe, dass sie seinetwegen verdammt sei, denn her habe sie in der letzten Stunde verlassen und ihr nicht geholfen. Der Geist der Frau war mit einem feurigen

Schein umgeben, er trug Hörner a Kopf und hatte Hufbeine. Der erschrockene Priester konnte ihm nur das Kruzifix auf die Hörner schlagen, bis er wieder verschwand. An der Hand hatte er Brandwunden erlitten. Der Geist dieser Frau wurde öfters in Trattla gesehen, er wurde "das Trattlakoat" genannt (Koat = häßliches Wesen). Die Leute getrauten sich nicht des Nachts durch den Trattlawald zu gehen, lieber gingen sie über die Steinhöfe." (Perkmann-Stricker, A. (1985), S.221)

„Das verschwundene Kind. Eine Marteller Bäuerin ging auf den Acker und trug im Ruckkorb ihr kleines Kind mit, das sie am Ackerrand abstellte. Früher war es Brauch, dass man immer einen geweihten Pfennig an einem Kettlein oder einem Band am Halse trug, um vor Unglück und bösen Wesen geschützt zu sein. Die Frau aber hatte dies bei, Kind vergessen. Als es abends Ave läutete, blickte sie auf und bemerkte zu ihrem Schrecken, dass das Kind verschwunden war. Viele Freiwillige halfen ihr das Kind suchen, aber erst am dritten Tag wurde es tot gefunden. Während des Läutens hatten Hexen das Kind entführt. Abends nach dem Aveläuten bis nach dem Morgenläuten hatten die Hexen die Möglichkeit, ihre bösen Taten auszuführen. Lange hatte sich der Spruch erhalten, dass die Kinder nach dem Aveläuten nicht mehr außer Haus sein dürfen, oder man pflegte zu sagen: „Es hat geläutet, geh jetzt heim, sonst *„verziachn*" (verziehen,vertragen) dich die *„Ave-Maria-Keatar*" (unheimliche Wesen)." (Perkmann-Stricker, A. (1985), S.222-224)

„Donnerstag – Hexentag: Der Donnerstag war der Hexentag und an diesem Tag durfte man nicht von Hexen reden. Ein Bauer drosch an einem Donnerstag Korn. Er dachte nicht daran, dass Donnerstag war und sagte: „Heute dürfen wir von Hexen reden." Und so kam es, dass jeder der Drescher etwas über sie auszusetzen hatte. Als einer aus dem Stadeltor schaute, schrie er erschrocken: „Schnell in die Stube, die Hexen kommen!" Voller Angst liefen sie in die Stube und beteten kniend unter dem Kreuz, so konnten ihnen die Hexen nichts antun. Als später ein Knecht aus dem Fenster blickte, sah er keine mehr." (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.220)

„Die Marteller Nörggelen. Sie waren kleine, bärtige Männlein. Sie erreichten die Größe eines 8-jährigen Buben und trugen ein langes, weites Mäntelchen. Reden konnten sie nicht, sie brachten nur ein: Husch, husch! zuwege. Berührte man sie, fühlten sie sich an wie lederne Bälge. Ihre Leibspeise waren die Eier, die sie deshalb gerne stahlen. Dann verzehrten sie gerne süße Milch und Weißbrot, was auf den Höfen damals eine Seltenheit war.
Auf Breita gaben sie dem Besucher meist abgerahmte Milch und selbstgebackenes Brot, ein übliches Essen. Ein Schlauer griff zu einer List und sagte:

Süaße Milch und woazes Broat
ist mei bitterster Toad,
ober a saure Milch und Buanen (Bohnen)
loßn mein Herzl ergruanan (ergrünen).

Weil die Bauernsleute den Kerl loshaben wollten, gaben sie ihm süße Milch und Weißbrot, und er lachte sich ins Fäustchen." (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.226)

3.15 Historiographie- und Archivgeschichte

Früher gab es ein Gemeindearchiv, welches jedoch während der Faschistenzeit verschwand; niemand aber weiß was damit geschehen ist.
Heute gibt es in der Gemeinde Martell zwei Archive: das Gemeindearchiv und das Pfarrarchiv.
Im Gemeindearchiv sind alte Meldeamts-, Standesamts-, Bauamts-, Buchhaltungs- und andere allgemeine Verwaltungsakten archiviert.
Im Pfarrarchiv sind alte Taufbücher, Trauungsurkunden, Ehebücher, Firmationsurkunden, Kirchenrechnungen, alte Messbücher, alte heilige Schriften und Bücher über Predigten archiviert.

Die Chronisten des Martelltales:

Josef Eberhöfer, der „Frühmesser" und sein „Frühmesserbuch"
Josef Eberhöfer, der erste heimatliche Chronist wurde am 16. März 1786 geboren und starb am 08. November 1864. Im Jahre 1801 besuchte er das Gymnasium in Meran und begab sich, sieben Jahre später nach Innsbruck, wo er die Tiroler Freiheitskämpfe miterlebte und diese dann später auch in seiner Chronik eindrucksvoll beschrieb. Im Dezember 1812 erhielt es die Priesterweihe in Brixen und nach einigen Jahren als Kurat wirkte er in seiner Heimatgemeinde Martell als eifriger Seelsorger. Wegen eines hartnäckigen Fußleidens zog er sich als Frühmesser zurück. Den Rest seines Lebens widmete er der Chronik des Tales, dem „Frühmesserbuch", welches auch heute noch erhalten ist und ein wertvolles Juwel, sowohl für die Gemeinde, als auch für das Land darstellt. Das handgeschriebene, 476 Seiten starkes historisch- topographisches Werk besitzt ein Verwandter, eine Abschrift lieferte 1871 Martin Eberhöfer. Auf Josef Eberhöfers Grabstein stehen die Worte: Unvergesslich bleibt er der Gemeinde, in der er die letzten 36 Jahre segensreich wirkte.
(vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.151)

Perkmann Stricker Antonia*:* Das Martelltal- eine Chronik

➔ siehe nähere Beschreibung im Kapitel 3.13 Literaturgeschichte

3.16 Kunst- und Architekturgeschichte

In der Kunst- und Architekturgeschichte sind in der Gemeinde Martell nur die Pfarrkirche zur hl. Walburga und umliegende Kapellen erwähnenswert.

Die Pfarrkirche zur hl. Walburga in Martell

Die Pfarrkirche in der Gemeinde Martell ist der Schutzpatronin der Bergleute, der heiligen Benediktinerin Walburga geweiht. Bereits um 1204, nach der Entstehung von Dauersiedlungen, soll eine Kapelle zur hl. Walburga bestanden haben. Die älteste vorhandene Urkunde von 1350 berichtet über eine Altarweihe; eine Kirchenweihe fand um 1440 statt. Die auf einen sehr alten Bau zurückgehende Pfarrkirche wurde in sicherer Lage auf dem sonnigen Berghang errichtet, da der Talgrund immer wieder von der Plima, dem Talbach, verwüstet wurde. Die ursprüngliche Kirche war romanisch, hatte einen Chorturm und eine absetzte Rundapsis, die unter dem Turm noch heute teilweise erhalten ist und Reste der spätgotischen Fresken trägt. Das übermalte Christopherusbild an der Außenwand des Turmes trug einst die Jahreszahl 1557 in gotischer Schrift. Um 1650 wurde die Kirche vergrößert, wobei nun das alte Presbyterium abgetrennt, das bisherige Schiff zum Chor gemacht und ein neues Schiff angebaut wurde. Die um 1759 wiederum erweiterte Kirche wurde vom bekannten Wiener Barockmaler Adam Mölckh ausgemalt. Sein barockes Denkgemälde im Langhaus zeigt den Abschied der hl. Walburga aus dem weltlichen Leben. Das Seitenportal wurde 1865 und das Hauptportal 1889 eingesetzt. Der neuromanische Altar wurde 1887 fertig gestellt. Die Kanzel, ebenfalls

Abb. 36: Die Pfarrkirche von Martell

Abb. 37: Der Hochaltar der Pfarrkirche

neuromanisch trägt die Evangelistenbilder mit Paulus und Johannes von Nepomuk. Die Stationen stammen von Hermann Offenheimers Kunstanstalt in Innsbruck, von Prof. Klein um 1880 gemalt. Der Taufstein trägt am Sockel die Jahreszahl 1809. Am Triumphbogen befindet sich ein Kruzifix von J. Haun aus Fügen im Zillertal, der 1907 die Fresken restaurierte. Die Fenster lieferte 1908 eine Glasmalerei in Brixen. 1966 wurde von dem akademischen Maler Johann Peskoller aus Bruneck eine Innenrestaurierung vorgenommen. Der Volksaltar wurde aus den Seitenaltären angefertigt, die Kanzel in eine neue Form gebrachte und bis 1985 anlässlich weiterer Sanierungen wurden auch neue Bänke und andere Holzarbeiten von einheimischen Tischlern angefertigt. Die Orgel wurde von Franz Reinisch im Jahre 1858, als zweimanualiges Instrument erbaut und hat von den in Südtirol errichteten Reinisch-Orgeln hohen Qualitätswert. Der Kirchturm trug die älteste Ruferin, die große Glocke mit der Jahreszahl 1582. Im Jahre 1842 wurde die Turmspitze von den Schalllöchern aufwärts neu aufgesetzt und neue Glocken angeschafft bzw. umgegossen und vergrößert. Aus dieser Zeit stammt heute noch die mittlere Glocke mit einem Gewicht von 300 kg. Die heutigen Glocken, gegossen bei Graßmeier in Innsbruck, sind auf das erweiterte „salve regina"- Motiv abgestimmt. Ihr Geicht beträgt 740, 510, 210, 148 kg. Geweiht wurden sie 1968. Damals wurden auch ein Metallglockenstuhl und 1955 Elektromotoren eingesetzt.

Abb. 38: Der Taufstein

Im Jahre 1984 wurde die Pfarrkirche ein weiteres Mal innen und außen saniert. Im inneren Teil wurden Drainagen zur Ableitung des Bodenwassers errichtet, um dadurch die Feuchtigkeit an der Bergseite zu beseitigen. Bänke und Böden wurden durch neue ersetzt, außen brachte man neue Fensterrahmen mit Isolierglas an und die Fenstergitter wurden aufgerichtet und auch zum Teil neu ersetzt. Die Kirchenmauern und der Turm wurden gesäubert und anschließend neu gestrichen. Die Turmfenster wurden zum Teil ausgewechselt und die Turmspitze neu aufgesetzt. 1998 wurde die Orgel von einer Orgelbaufirma restauriert.

Das Patrozinium wird jedes Jahr am Sonntag, nach dem 25. Februar, dem Gedächtnistag der hl. Walburga, gefeiert. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.43 und Wielander, H. (1975), S. 196)

Kapellen:

- Die *Wallfahrtskirche Maria Schmelz* steht etwa 5 km taleinwärts an der Straße, wo schon im Jahre 1448 ein Bergwerk in dessen Nähe erwähnt wird. Die alte Kapelle wurde 1711 vom Grafen Hendl aus Kastelbell für seine Bergknappen erbaut; der Turm 1856. Im Jahre 1867 stürzten zwei große Steinblöcke vom Berg, kreuzten sich oberhalb der Kapelle und blieben links und rechts neben dieser liegen. Das Kirchlein blieb dabei verschont. Beide Steinblöcke sind heute von den Bäumen völlig verdeckt. Ein Felsblock, welcher noch heute neben dem Kirchlein steht, diente früher als natürliche Kanzel. Im Jahre 1894 wurde das Kirchlein im neugotischen Stil umgebaut und im 2003 rundum neu restauriert.

- Die *Friedhofskapelle*, auch Beinkirchlein genannt wurde im Jahre 1884 erbaut und dient auch heute noch als Leichenkapelle, aber auch zum Stillen Gebet vor der Schmerzensmutter.

- Die 1880 erbaute *Kapelle auf Hochegg* ist eine Kreuzkapelle.

- Die *Kapelle* zu den *14 Nothelfern auf Radund* wurde von Eustachius Walder ex voto im Jahre 1709 erbaut. Laut Erlaubnis des damals zuständigen Bischofs von Chur, im Jahre 1749, durften dort wöchentlich zwei hl. Messen gefeiert werden.

- Die *Zufallkapelle,* bei der gleichnamigen Schutzhütte (2265 m) wurde von den Standschützen während des I. Weltkrieges erbaut und im Jahre 1916 dem Herzen Jesu geweiht.

- Das *Kirchlein St. Martin auf Steinwand* wurde im Jahre 1873 erbaut.

- Die *Kapelle zu den hl. Dreikönigen auf Salt* mit einem Altarbild aus dem 18. Jh. wurde von einem Einheimischen erbaut, nachdem die Plima 1772 das frühere Badehaus am linken Ufer weggeschwemmt hatte. Vielleicht erinnern die Heiligen Drei Könige an die ehemals zahlreichen Wanderer und Pilger, die hier Rast machen konnten oder sie haben mit dem alten Volksglauben zu tun, wonach durch ihre Hilfe Gold, Silber und Wasser gefunden werden kann.

- Die Kapelle auf Hochegg, die Kapelle zu den 14 Nothelfern auf Radund, das Kirchlein St. Martin auf Steinwand und die Kapelle zu den hl. Dreikönigen auf Salt sind Privatbesitze der jeweiligen Höfe.

3.17 Wappen- und Siegelkunde

Im Wappen der Gemeinde Martell prangt ein Heiligenschein tragender Doppeladler vor einem silbernen, gezackten Berg auf blauem Grund. Berg und Farben weisen auf

die extreme Höhenlage der bis zu den Gletschern reichenden Gemeinde hin. Das Recht einen Reichsadler führen zu dürfen, haben sich die Marteller der Überlieferung zufolge, durch ihre Tapferkeit in einer Schlacht bei Schanzen erworben.

Der Engadinerkrieg: Im Jahre 1499 wurde der Vinschgau im „Engadiner" oder „Schwäbischen" Krieg bis Kastelbell durch Tötungen, Plünderungen und Brandlegungen verheerend zerstört. Da die Obervinschger nicht im Stande waren den Feind aufzuhalten und dieser sich bis nach Schlanders vordrängte, rüsteten sich die Schlanderser Bürger zum Gegenangriff. Auch die wehrhaften Männer aus Martell, ausgerüstet mit den verschiedensten Waffen, wie z.B. Gabeln und Sensen, zogen talauswärts und leisteten den Bündern bei Schloß Schanzen in Goldrain tapferen Widerstand. Dafür bekamen sie von Kaiser Maximilian das Recht, auf der Marteller Kirchenfahne, welche sie in der Schlacht mitgetragen hatten, den kaiserlichen Doppeladler auf ewige Zeiten zu führen. Wie bereits erwähnt ziert auch heute noch dieser Adler die Kirchenfahne und ist das Wappen der Gemeinde Martell.

Als 1801 diese Kirchenfahne zerrissen und unbrauchbar wurde, wurde das Fahnenblatt verwahrt. Es wurde aber keine Neuanschaffung gemacht, aus Besorgnis, dass die Renovierung des Adlers den bayrischen Beamten missfallen und sie das Tal verdächtigen würden. Erst als der österreichische Adler an den öffentlichen Amtsgebäuden wieder glänzte, tauchte auch das Fahnenblatt wieder auf. Mit Spenden und frommen Stiftungen brachte man 1827 50 Gulden zusammen. Da aber der Kurat, statt des Adlers das Bild der zweiten Kirchenpatrone Peter und Paul in die Fahne setzten lassen wollte, beschloss die Gemeindevorstehung, die Fahne aus Gemeindemitteln zu finanzieren, damit sie Eigentum der Gemeinde bleibe.

Während der Faschistenzeit musste das Adlerblatt mit einem anderen Bild verdeckt werden, um es zu retten. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde es freigelegt, da es aber beschädigt war, musste es durch ein Neues ersetzt werden.
Mit Gemeinderatsbeschluss vom 16.04.1969 und mit Dekret des Regionalpräsidenten vom 10.07.1969 wurde das Ursprungswappen des Kaisers stark abgeändert und als offizielles Wappen von Martell eingeführt.
Mit Gemeindebeschluss vom 30.03.1976 wurde die weiß-blaue Gemeindefahne eingeführt. Bei Festtagen und Prozessionen werden von den Marteller Bürgern Gemeinde-, aber auch Tirolerfahnen ausgehängt. (vgl. www.martell.it)

Neben dem Gemeindewappen gibt es auch im Martelltal viele verschiedene Familienwappen. Auch im Haus meines Großvaters mütterlicherseits hat das Familienwappen *„Holzknecht"*, seit ich es denke, seinen Ehrenplatz. Angefertigt wurde es im Jahre 1975.

3.18 Volkskunde

Im Martelltal gab und gibt es auch heute noch sehr viele religiöse Bräuche im Kirchenjahr:

Im Dezember, während der Adventszeit, welche als Vorbereitungszeit auf das Weihnachtsfest gelebt wird, findet in der Kirche das „Rorategehen" und das „Rosenkranzbeten" statt.

Früher wurde auch der *„Adventfrauentag"*, welcher vor allem den Mädchen und Jungfrauen gewidmet war, gefeiert; der Pfarrer hielt ihnen eine Standespredigt. Dieses Fest gibt es heute nicht mehr, jedoch andere, ähnliche Standesfeiern: am 15. August der findet der *„Hoachunsarfrauentog "* statt, wo Blumen- und Kräutersträuße der Frauen und Mädchen zuerst geweiht, dann an einem Ort im Haus aufbewahrt und bei starken Gewittern im Herd oder Ofen verbrannt werden. Dabei wird um Bewahrung vor Muren, aber auch um Abwendung von Blitz- und Hagelschlag gebetet. Bei diesen Sträußen sollten neben den Blumen Hoachusarfrauenkraut, Niedrunsarfrauenkraut, Johanniskraut, Wermut, Schafgarben, Grimmankraut, die Königskerze, Kamillen, Speik, Kümmel und Arnika nicht fehlen. Am 19. März ist der

„Tag für die Männer" und am 26. Dezember das *Bundesfest der Jungmänner*. Früher war der Schutzengelsonntag das Bundesfest der Burschen, wo sie ihre Hüte mit Nelken schmückten.

Am *„Heiligen Abend*", der früher bis 18 Uhr Fasttag war, wurde eine kleine Krippe aufgestellt, somit konnten die Kinder *„krippeleschaugn gian*". Die ersten Christbäume, die erst seit dem zweiten Weltkrieg aufgestellt werden, zierte man mit Äpfelchen, Zuckerringen und Keksen. Die Geschenke fielen meistens sehr bescheiden aus, so erhielt man beispielsweise ein Ring Feigen, Kastanien, Nüsse, ein paar Äpfel oder manchmal auch selbst gestrickte Handschuhe oder Socken.
Die Bauern fütterten die Tiere am Heiligen Abend besser als sonst, da sie glaubten, sie würden um Mitternacht miteinander reden. Da sollten sie natürlich nur Gutes über die Bauern sagen. Zuhören sollte niemand, da sie manches über die Zukunft vorauszusagen wussten; es konnte ein Todesfall in der Familie sein.

„*Heilinochtgian*" war ein besonderes Erlebnis. Die Mitternachtsmette dauerte bis zu zwei Stunden, ebenso dann das „Hochamt" am heiligen Tag und das zuvor gelesene „Engelamt" und „Hirtenamt".

Nach Neujahr zogen und ziehen auch heute noch die Kinder, als die Drei Heiligen Könige verkleidet von Haus zu Haus, sagen ihre Sprüchlein auf, singen, teilen Weihrauch und Kreide aus und hoffen wieder etwas zu bekommen.

Am Neujahrstag wurde vom Pfarrer noch bis in die 60er Jahre hinauf die Chronik des abgelaufenen Jahres von der Kanzel herunter verlesen. Besonders hervorgehoben wurden dabei auch die Geburten der „ledigen" Kinder und deren Mütter, „die Schande über die Pfarrgemeinde gebracht haben".

Am *„Dreikönigsabend*" wurde das Haus mit Weihrauch gesegnet; im Volksmund spricht man von *„rachen*". In der Kirche wurde zuvor das Weihwasser für den „Königssegen" geweiht und zu Hause zog die Familie betend und Weihwasser sprengend mit dem Rauchfass durch alle Räume des Hauses. Am Ende kniete sich jeder vor dem rauchenden Fass nieder und segnete sein Gesicht, seine Augen und Ohren und die Hände, innen und außen. Dann hielt man die offenen flachen Hände wie ein Schild über die Stirn, um den Rauch aufzufangen und bekreuzigte sich. Anschließend kniete man sich hin und betete den Rosenkranz. Dieser Brauch ist auch heute noch mancherorts erhalten.

Wie bereits erwähnt ist die Pfarrkirche von Martell der Schutzpatronin der Bergleute, der heiligen Benediktinerin Wallburga geweiht, deshalb wurde und wird auch heute noch am Sonntag, nach dem 25. Februar das „Patrozinium zur heiligen Wallburga" (Kirchweihfest) sehr feierlich begangen.

In der *„Fosnocht"* (Faschingsnacht) ging es in manchen Stuben hoch und fröhlich her. Es wurden Späße getrieben und bis frühmorgens Karten gespielt. Dieser Brauch ist heute in dieser Form nicht mehr erhalten. Seit einigen Jahrzehnten findet an diesem Tag der so genannte „Faschingsball" statt, auf dem sich die Talbewohner, aber auch andere Personen aus Nah und Fern verkleidet und maskiert treffen.
Vom Faschingssonntag bis Faschingsdienstag gab es noch gutes, saftiges und fettes Essen, dann aber folgte die strenge *„Foscht"* (Fastenzeit). Gegen Almosen konnte der Pfarrer die Erlaubnis zum Fleischessen geben, außer an den Freitagen. Im Gegensatz zu heute, waren früher alle Freitage des ganzen Jahres Fleischfasttage.

Auch der *Palmsonntag* ist vor allem für die Buben auch heute noch ein besonderer Brauch. Sie bringen möglichst viele *„Polmbuschn"* (Palmbesen) zur Kirche und geben sie dann gegen ein Entgelt weiter und verdienen sich dabei ein paar Münzen. Die Bauern hängen diese Palmbesen in ihre Ställe, damit diese und auch die sich darin befindenden Tiere vor Gefahren geschützt sind.

Am Karfreitag wurde das heilige Grab mit vielen Osterkugeln aufgestellt, das besonders von den Kindern mit großer Ehrfurcht bewundert wurde.
Am Karsamstag nahm man anstelle des Osterlichts, so wie es heute üblich ist, ein Stück Kohle vom Osterfeuer mit nach Hause.

Das *„Schmelzarfescht"* (Patrozinium in Maria Schmelz) wurde immer am 2. Juli, dem Tag, Maria Heimsuchung gefeiert. Es wurde mit einer Prozession mit den vier Evangelien begangen. Das Kirchlein und die Tische für die einzelnen Stationen wurden geschmückt. Auch heute noch wird dieses Fest gefeiert. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S. 118-122)

Weitere weltliche Bräuche:

Das „Nachtschwärmen"
Wie auch in anderen Tälern, pflegten früher in Martell die jungen Burschen am Abend vor Festtagen ihren Mädchen Besuche abzustatten und symbolische

Geschenke zu überbringen. Die „Nachtschwärmer" bildeten aber auch eine Art Sittenpolizei oder richteten allerhand Unfug an. Vor Hochzeiten oder bei der Schlachtung von Mastvieh schwärmten die Burschen mit geschwärzten oder maskierten Gesichtern um das betreffende Haus, schrien wie Katzen oder andere Tiere und ruhten nicht eher, bis sie ihren Teil vom Fest erhalten hatten. Wer sich dem widersetzte musste mit allerlei Schabernack rechnen. So beispielsweise wurde einem geizigen Bräutigam als Festbraten der stinkende Kadaver eines verendeten Tieres übergeben. Auch lauerten z.B. im Jahre 1833 die Burschen einem Soldaten auf, welcher zur Nachtzeit mit seiner Geliebten spazieren ging. Der Angegriffene feuerte zwar sein Gewehr ab, allerdings vergeblich; er wurde gebunden und gefesselt und in sein Quartier zurückgebracht. Das Mädchen wurde in einen Hof eingesperrt, nachdem man ihr die Zöpfe abgeschnitten hatte und diese dann mit Dornen bekränzt, auf einer langen Stange am Kirchplatz aufgehängt hatte. Dies sind nur einige Beispiele der vielen verschiedenen Arten des Nachtschwärmens. Heute ist dieser Brauch fast gänzlich in Vergessenheit geraten. Nur am Sivestertag ziehen abends die Kinder herum und „schellen" das alte Jahr aus und das neue ein. An den Haustüren klopfend wünschen sie den Leuten ein gutes neues Jahr, indem sie Sprüchlein aufsagen. Dafür bekommen sie Kekse, Krapfen, Nüsse und manchmal auch ein paar Münzen. (vgl. Wielander, H. (1975), S. 200) und Perkmann-Stricker, A. (1985), S.164-165)

Ein sehr bekannter Brauch im Martelltal, der auch heute noch beinahe in ganz Vinschgau praktiziert wird, ist der *„Tuifltog"*, am 5. Dezember. Vor allem die jungen Burschen sammeln im Laufe des Jahres Schafwolle und kleben diese auf Hemd und Hose, sodass kein freier Stoffffleck mehr zu sehen ist. Mit diesem Gewandt, einer, aus Holz selbst geschnitzten Larve und einem dicken Birkenast, wird am 5. Dezember Unfug getrieben und vor allem Kinder Angst und Schrecken eingejagt. Diese Gestalten verkörpern den Teufel und warnen vor allem Bösen.

Bräuche bei Geburten:

Früher, als ein Säugling geboren wurde, wurden vor allem vor den Kindern große Geheimnisse gemacht. Ihnen wurde vorgemacht, dass der Säugling vom Storch oder durch das Fenster gebracht oder beim Kamin herunter kommen würde oder sogar im Kornacker oder beim Mähen gefunden worden wäre. Im Winter brachte es die Lawine oder die Hebamme in der großen „Tasche". Wenn eine Frau bereits mit Wehen im Bett lag, wurde die Hebamme oder einfach nur eine erfahrene Frau gerufen. Früher war es üblich, dass jede Frau zu Hause entband. Der Säugling wurde

in ein Hemdchen oder auch in eine Stoffwindel gewickelt. Um die Jahrhundertwende wurden ihnen auch die Ärmchen mit eingewickelt, damit sie gerade Glieder bekämen. Geschlafen hat das Kleinkind in einer Wiege auf einem Haferstrohsäckchen; so manches Kind musste auch mit weit weniger zufrieden sein. Vor allem ledige Kinder traf oft ein schweres Los, denn sie galten als eine „Schande". Getauft wurde der Säugling noch nasser, gleich nach der Geburt. Noch am selben, spätestens aber am nächsten Tag brachten es der Vater und der Pate oder die Patin zur Taufe in die Kirche. Wohlhabendere Paten steckten ihm ein Geldstück als Geschenk hinter die Windel. Auch konnte bei der Taufe ein Ablass zur Tilgung von Sünden gewonnen werden. Das Kind bekam nach dem Stillen das so genannte *„Poppamuas"*, einen Brei aus verdünnter Kuh- oder Ziegenmilch und Weizenmehl; es wurde dem Kind mit dem Finger in den Mund gestrichen. Bevor die Mutter nach der Geburt wieder zu einer heiligen Messe gehen durfte, fand die Aussegnung statt, die der Priester in der Kirche oder im Widum vornahm. Vorher sollte sie auch an keinem Kreuz vorbeigehen. Mitte Juli war der so genannte „Schgapuliersunnta" (Sonntag der Skapulierbrunderschaft), wo die Mütter ihre Kleinkinder zur Kirche brachten und diese dort den geweihten „Schgapulierpfenni" (Pfennig der Skapulierbrunderschaft) bekamen. Dieser sollte ihnen besonderen Schutz gewähren und sie vor Gefahren, Unglücken und bösen Geistern bewahren. Von den Paten bekamen die Kinder zu Ostern und zu Allerheiligen eine „Fochats" (Brot aus gesüßtem Hefeteig). Zu Ostern gab es noch zwei gefärbte Eier und zu Allerheiligen noch zwei Äpfel dazu. Mit 14 Jahren bekam das Kind die so genannte Auszahlung; dies war das letzten Geschenk des Paten/der Patin und somit meistens auch umfangreicher und wertvoller. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S.104)

Bräuche bei der Heirat:

„So wie sich viele Bräuche im Laufe der Zeit gewandelt haben, so trifft dies auch beim Heiraten zu. In den 30iger Jahren war es üblich, dass ein Brautsucher zuerst deren Eltern gefragt hat, ob sie einer Heirat zustimmen würden und sich dann erst mit der Auserwählten ins Gespräch eingelassen hat; eine längere Zeit der Bekanntschaft gab es meist nicht. Noch vor dem 1.Weltkrieg konnten Väter ihre Kinder „verhandeln", d.h. sie trachteten eine Heirat zwischen bestimmten Kindern zustande zu bringen. Oft waren es wirtschaftliche und finanzielle Gründe die hier mitspielten." (Perkmann-Stricker, A. (1985), S.166)

Hatte nun der Brautsucher die Zusage der Eltern und des Mädchens, so gab er seiner zukünftigen Braut einen bestimmten Geldbetrag; es konnte auch ein anderes Geschenk sein. Bald darauf erfolgte der so genannte „Handschlag", die

Verlobungsfeier; dies war eine Feier im kleinen Kreise. Dann mussten die jungen Leute beim Ortspfarrer das Brautseminar besuchen, im Widum das Aufgebot bestellen und später wurden die Brautleute an drei Sonntagen hintereinander nach der Predigt von der Kanzel verkündet. Die Brautleute selbst waren bei dieser Messe nicht dabei, sie mussten die Frühmesse besuchen. Die Hochzeitsmesse fand nur in der Früh statt. Arme und geizige Leute heirateten bei Nacht und Nebel; sie ließen sich schon um 5 Uhr Früh mit dem Trauzeugen und dem Brautführer trauen. Ärmere Brautleute feierten nicht, sondern hatten nur das Frühstück; nachher gingen sie talauswärts und machten eine kleine Reise verbunden mit einer Wallfahrt.
Wer es sich leisten konnte machte zu Hause bei der Braut eine große Feier. Am späten Nachmittag wurde der Braut vom Bräutigam der Kranz vom Kopf genommen. Hatte die Braut vor der Ehe schon ein Kind so durfte sie das weiße Kränzchen nicht tragen. War die Braut keine Jungfrau mehr, so wurde beim Einzug in die Kirche zur Trauung die große Glocke nicht mehr geläutet. Auch die Hochzeitsfeier sollte sich in einem solchen Falle stiller abwickeln. War eine Braut schwanger oder verwitwet traf auch für sie dies zu.
War die Hochzeit recht feierlich geplant, wurde die Braut in aller Früh mit Böllerschüssen geweckt und nachmittags von den Hochzeitsgästen „gestohlen". Das Wecken und das Brautstehlen sind auch heute noch üblich. In der Advents- und Fastenzeit durfte in der Regel nicht geheiratet werden. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S.106)

Bräuche bei Beerdigungen:

Vor dem II. Weltkrieg wurden die Sterbenden im Haus, umgeben von den Angehörigen, bis zur Beerdigung aufgebahrt. Die letzten Dienste sollten ihnen nämlich nicht vom Personal des Krankenhauses geleistet werden. Die Aufbahrung fand in der Stube statt, wo der Abendrosenkranz gebetet wurde. Heute erfolgt dieses Gebet in kürzester Form. Kinder, welche noch nicht die Erstkommunion erhalten hatten, wurden und werden auch heute noch meistens offen aufs „Rechtbrett" gelegt. Die Verstorbenen wurden auf einen langen Schrein oder Tisch gelegt, mit weißen Tüchern zugedeckt und darüber lag ein großes Kreuz aus Stoff. Bei Kindern war es weiß oder rosa, bei Verheirateten schwarz und bei Ledigen braun. Die Fenster waren verhängt und viele Bilder zierten die Wände. Bei Ledigen wurden noch viele Blumen, meist Topfblumen hingestellt. Leuchter wurden aus der Nachbarschaft geliehen, sofern im Hause zu wenige waren. Beim Totengräber oder beim Tischler wurde der Sarg bestellt und bevor der Tote bei diesem und den Männern der Trauerfamilie eingeschlagen wurde, wurde er noch mit glühenden Weihrausch beräuchert; auch sollte der Tote ein ordentliches Gewandt tragen.

Heute wird der Sarg in der Gemeinde Schlanders bei einem Totenbestatter bestellt. Der Lieferant schlägt die Toten ein, stellt die Leuchter zur Verfügung und bringt das Kreuz mit Schleier („Lebelang" genannt) mit. Der Sarg steht offen oder geschlossen, je nach dem wie dies die Trauerfamilie wünscht in der Stube oder in der Leichenkapelle. Wird die Leiche in die Leichenkapelle gestellt, so wird der Abendrosenkranz durch einen Vorbeter in der Kirche gebetet. Bis vor 40 Jahren erfolgten die Beerdigungen nur am Morgen, heute stets am Nachmittag. 1976 wurde ein „Leichenwagele" eingesetzt, so brauchten die Särge nicht mehr getragen zu werden. Früher waren die Kranzträger Kinder, wobei die Mädchen oft weiß gekleidet waren. Heute werden die Kränze, die gekauft werden und auch größer sind von Erwachsenen getragen. Die Schleifen an den Kränzen waren dem Stand des Verstorbenen entsprechend weiß, braun oder schwarz; auch die Farbe des Schleiers am „Lebelang" und die Farbe des Sarges sagte an, ob der Verstorbene ein Kind, ledig oder verheiratet war. Heute wird das nur mehr selten beachtet.
Unterschiede gab es auch beim „Scheidungläuten", das zu Mittag vor der Beerdigung vollzogen wurde. Bei den Männern wurde mit der großen Glocke angefangen, die anderen Glocken stimmten dann mit ein und wiederum mit der großen Glocke nach 30 Minuten geendet. Bei den Frauen und Kindern wurde mit der zweiten Glocke begonnen und nach 25 Minuten wieder geendet. Dies wurde so praktiziert, damit entfernte Talbewohner wussten, ob der Tote ein Mann oder eine Frau, ein Kind war. Heute wird für alle gleich geläutet.
Ein sehr schöner Brauch bei der Beerdigung ging nach dem II. Weltkrieg verloren: Die Verwandten und gut Bekannten nahmen bei der Beerdigung einen Wachsstock, also eine lange, recht dünn gegossene und aufgewickelte Kerze, mit, welcher hervorgeholt wurde, sobald der Kondukt entgegenkam und am Licht, das ein Ministrant brachte, angezündet wurde. So zog man mit dem brennenden Wachslicht bis zum Grab, wo der Sarg gleich in die Tiefe gelassen wurde; anschließend wurde die Messe gehalten und der Sarg in der Zwischenzeit zugeschaufelt. Heute wird der Sarg in die Kirche gestellt, um somit dem Verstorbenen den letzten Kirchengang zu gewähren. Nach der Messe wird der Sarg zum Grabe gebracht.
Genauso wie früher findet auch heute noch nach der Beerdigung Totenmahl statt, wo aber nicht mehr, so wie früher, gebetet wird; heute findet es meist in einem Gasthaus statt.
Seit den 70er Jahren sind auch die Grabbesuche abgekommen: vorher war es Brauch, dass der Priester nach der Messe am Siebten, Dreißigsten und am Jahrtag mit den Gläubigen zum Grabe des in der Messe gedachten zog und dort betete.
In den letzten vier Jahrzehnten wird auch der Brauch des „Schwarzgehens" für den Verstorbenen nicht mehr so genau beachtet. Früher ging man je nach

Verwandtschaftsgrad von drei Monaten bis zu einem Jahr nach dem Tode eines Lieben schwarz gekleidet; an Werktagen war dies nicht so streng. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.168)

Typische Kleidung im Martelltal:

Früher kleideten sich die Menschen, im Gegensatz zu heute, viel einheitlicher. So hatten die einfachen Leute in der Regel jeder nur ein Sonntags- und ein Werktagsgewand. Die Kleidung und der Hut dienten dem Besitzer oft ein Leben lang und wurden dann noch meistens vererbt. Die Sonntagskleidung bestand aus dem Lodengewand mit dem so genannten *„Leibl"* (Männergilet) und einem Hemd. Die meisten Männer hatten außerdem eine Taschenuhr, die in der Gilettasche steckte und mit einer Kette in einem Knopfloch angehängt war. In der Jackentasche hingegen wurde die Pfeife gesteckt. Die etwas besser gestellten Männer hatten zu Hause eine größere Auswahl an verschiedenen Pfeifen.

Unterhosen waren eine Seltenheit. Jeder Marteller hatte außerdem ein paar genagelte Schuhe die auch *„Knoschpm"* genannt wurden. Die lodenen Schneestiefel für den Winter nähte der Störschneider. Gutes Schuhwerk wurde geschont, da es sehr teuer war.

Die Kinder trugen einfache Sandalen, welche aus Lederriemen bestanden und auch selbst gemacht wurden. Kinder hatten meisten nur ein paar hohe Schuhe für Sommer und Winter. Vom Frühjahr bis zum Herbst liefen die meisten Sprösslinge barfuss auch auf dem Schulweg.

Die Kleinkinder trugen alle einen Kittel (Rock) bis sie nicht mehr in die Hosen machten. Die Buben mussten sich bald an das starre Lodenhöschen und das Lodenjüppchen gewöhnen. Die Hosenträger nähte die Mutter selbst aus Stoffresten. Auch ein so genanntes *„Janggerle"* (Strickjäckchen) und das Hütchen gehörten zur Ausstattung. Für den Winter strickten die Mütter Handschuhe und Ohrenschützer. Die Frauen trugen an den Festtagen das „Bayrische" mit dem Miederleibchen darunter. Das Bayrische war ein schwarzer, weiter um die Mitte gereihter Rock mit schwarzer, bauschärmeliger Bluse. An den Handgelenken waren die Ärmel mit kleinen dunklen Glasperlen verziert. Dazu gehörte noch ein weißes Halstuch und eine Schürze aus Seidenstoff mit gleichfarbigem Schultertuch mit „Franzen" (hängende Fäden), welches mit Blumen und Glasperlen bestickt war. Zum Bayrischen gehörten außerdem die silberne Haarnadel, die schwarzen Strümpfe und hoch geschnürte Schuhe. An den normalen Sonntagen trugen die Frauen ein Blusengewand, welches aus einem schwarzen, weiten Bindrock und einer schwarzen Bluse bestand. Dazu

wurde ein hellblauer, ein hellrosa oder ein mattgrüner Bindelschurz umgebunden; auch ein weißes Kopftuch mit Streifenmuster gehörte dazu.
Mädchen und junge Frauen wurden ähnlich gekleidet wie die Erwachsenen.
Das Bayrische ist heutzutage nur mehr ganz selten zu sehen. An den hohen Fest- und Feiertagen und zu besonderen festlichen Anlässen wird die Tracht getragen, welche im Martelltal im Jahre 1970 neu angeschafft wurde. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S.Perkmann-Stricker, A. (1985), S.22-23)

Nun möchte ich, aus einer Vielzahl an fast vergessenen Spielen, einige herausgreifen und diese näher beschreiben .

Spickerlen oder Speckerlen:
Früher gab es nicht die schönen , gläsernen Spicker oder Specker, auch Specker geannt oder Murmeln. Mancher Hausierer verkaufte auch Spicker, die zwar besser geformt waren, aber auch aus Ton waren. Meistens verfertigten sich die Kinder selber die Spicker aus Lehm, diie sie dann trocknen ließen. Damit wurde dann gespickert. Die Kinder unterhielten sich oft lange mit diesem Spiel: einige Spicker wurden in einer bestimmten entfernung hingelegt, jeder Spiler machte mit einem andern Spicker eine Wurf,; wer am nächsten hin kam oder gar traf, konnte alle beahlten. Es gab genaue Spielregeln. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.171)

Sautreibm:
Um ein größeres Loch in der Mitte werden außen herum im Abstand von ungefähr einem Meter wietere Löcher gemacht und zwar eines weniger, als Spiler sind. Der überzählie Spieler wird ermittelt, indem alle Stöcke von einem Spieler rückwärts über sich hinaus geworfen werden. Der Besitzer des Stockes, der dem mittleren Loch am nächsten liegt, ist der erste Sautreiber. Er muss versuchen mit seinem Stock eine Blechdose in das Loch in der Mitte schlagen. Die Gegenspiler versuchen durch wegschlagen zu verhindern, dass er die Dose ins mittlere Loch bringt. Gelingt es ihm trotzdem so müssen alle Spieler ihre plätze wechseln. Dabei hat der Sautreiber die Chance ein freise Loch zu erwischen. Wechselt jemand nicht und wird somit erwischt ist er als Sautreiber dran. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S.28)

Katz und Maus:
„Die Kinder bilden einen Kreis und halten sich an den Händen. Die Maus befindet sich im Kreis, die Katze außerhalb.

Die Katze sagt: „Maus, Maus komm heraus, sonst kratz ich dir die Augen aus." Die Maus antwortet:" Ich will nicht". Darauf die Katze:" Dann hol ich dich!" Sie versucht die Maus zu fangen. Die Kinder im Kreis können das Spiel beeinflussen, indem sie die Katze oder die Maus am Heraus- oder Hineinlaufen in den Kreis hindern. Ist di Maus gefangen sind die nächsten dran." (Pfitscher, A. (2001), S.29)

Das beliebteste Spiel der Männer war früher an Sonntagen das *Kegeln.* Kegelbahnen gab es in den Gasthäusern und auch auf den höher gelegenen Bauernhöfen. Die Kinder freuten sich, wenn sie zuschauen und die Kegeln wieder aufstellen durften.

Auch das *Kartenspiel* war eine beliebte Beschäftigung an den langen Winterabenden. Nachbarn setzten sich zusammen und manchmal wurde sogar die ganze Nacht hindurch gekartet. Geschrieben wurde mit Griffel auf der Schiefertafel. Auch heutzutage wird noch viel Karten gespielt. Die beliebtesten Spiele sind *Sockn*, *Jassn* und *blind Watten*. Fast in Vergessenheit geraten sind das *Schnopsen*, das *Profranzn* und das *Parloggen*. Kinder spielten und spielen auch heut noch gerne *Mau-mau* oder *Schworzpeaterlen*. (vgl. Pfitscher, A. (2001), S.35)

Das Vereinsleben im Martelltal:

Beinahe alle Vereine des Tales entstanden nach dem II. Weltkrieg und weisen auch heute noch rege Aktivität auf.

Die freiwillige Feuerwehr

Bereits im Jahre 1926 wurde in Martell eine Feuerwehr gegründet. Die einzigsten Geräte zum Löschen waren vier Spritzpumpen, welche manual von Männern betrieben werden mussten. Damit diese Geräte auch weitertransportiert werden konnten, mussten sie auf einen Schlitten befestigt und von einem Zugtier (Pferd) gezogen werden. Damals hatte man noch keine eigene Halle, in der die Geräte aufbewahrt wurden, deshalb wurden sie in den Frühmesswidum gebracht.

Wie auch alle anderen Freiwilligen Feuerwehren in Südtirol, so hatte auch jene im Tal nicht lange Bestand, da sie von der faschistischen Regierung aufgelöst wurde. Erst wieder im Jahre 1944 wurde von der Deutschen Wehrmacht eine Feuerwehr eingesetzt, die aus 23 Mitgliedern bestand.

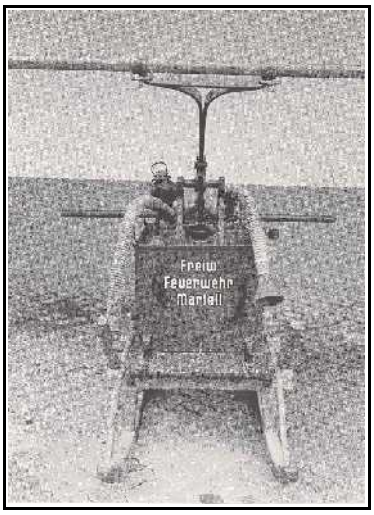


Abb. 39: Ein Löschgerät auf einem Schlitten montiert

Erst mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges setzte sich allmählich die Demokratie durch und mit ihr auch die Vereinsfreiheit. Durch ein Regionalgesetz aus dem Jahre 1954 wurde das gesamte Feuerwehrwesen auf eine völlig neue rechtliche Basis gestellt. Der freiwillige Dienst erhielt neuerdings, die ihm gebührende Anerkennung und die Wehrmänner hatten somit die Möglichkeit, sich besser auszubilden.
Im Jahre 1953 wurde die heutige Freiwillige Feuerwehr von Martell gegründet. Da die Feuerwehr anfangs nur einen provisorischen Geräteraum hatte wurde 1962 die alte Feuerwehrhalle gebaut. Da immer mehr Geräte angeschafft wurden und auch die Anzahl der benötigten Fahrzeuge zugenommen hatte, begann man im Jahre 1996 mit den Bauarbeiten einer Zivilschutzzentrale mit Räumen für die Feiwillige Feuerwehr, die Bergrettung, das Weiße Kreuz und eine gemeinsame Einsatzzentrale. Die Fertigstellung erfolgte im Jahre 2002. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.173-174)

Musikkapelle

Bereits im Jahre 1850 soll in Martell eine Musikkapelle existiert haben. Da aber der damalige Kapellmeister, der im Tal als Lehrer und Messner gewirkt hatte, versetzt wurde, führte man die Kapelle provisorisch weiter, bis sie dann 1870 ganz aufgelöst wurde. Erst wieder im Jahre 1966 wurde in Martell eine Musikkapelle gegründet, welche 35 Mitglieder zählte, die nach erneuten Höhen und Tiefen bis heute Bestand hat. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.174-176)

Chor

Das Gründungsjahr des Chores ist nicht urkundlich erwähnt. Der Chor bestand jahrelang aus einer losen Gruppe von Sängern, die sich nur unregelmäßig zu Proben trafen, um dann kirchliche Feiern musikalisch zu umrahmen. Der Rückgang des regelmäßigen Chorgesanges in Martell war wohl in erster Linie darauf zurückzuführen, da es keinen heimatlichen Chorleiter gab und dieser somit immer von auswärts geholt werden musste.

Im Jahre 1983 wurde dann offiziell der „Gemischte Chor Schianbliamltol" gegründet, der heute etwa 22 Mitglieder zählt und zusammen mit dem Organisten für die musikalische Umrahmung der Messfeiern verantwortlich ist. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.181)

Die Volkstanzgruppe

Im Jahre 1974wurde vom Bildungsausschuss Martell ein Tanzkurs angeboten, dessen Teilnehmer unmittelbar danach die Volkstanzgruppe Martell gründeten. 1975 wurden eigene Trachten bestellt. Zu den alljährlichen Aufführungen zählen auch heute noch der so genannte Kathrein- und der Maitanz. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.176-177)

Volksbühne Martell

Nach Überlieferung soll in Martell bereits im 19. Jh. eine Theatergruppe zeitweilig bestanden haben. Erst in den Jahren 1961 bis 1968 blühte das Theaterleben wieder auf. Auch heute noch ist die Theatergruppe aktiv. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.177)

Sportverein

Für den Sport hatte die Bevölkerung, vor allem die bäuerliche, lange Zeit nichts übrig. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg begannen sich allmählich einige Sportarten, wie z.B. das Skifahren, der Fußball, das Bergsteigen, das Radfahren usw. einzubürgern. In den 70er Jahren wurde der Bau eines Fußballplatzes in Angriff genommen und 1982 fertig gestellt. Der Fußballverein und der Skiclub wurden im selben Jahr zu einem Verein, nämlich dem „Sportverein" zusammengeschlossen.
Ende der 70er Jahre wurde eine Langlaufloipe und Ende der 90er Jahre ein großes Biathlonzentrum errichtet. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.181-182)

AVS (Alpenverein Südtirol) Martell

Die AVS-Sektion Martell wurde im Jahre1961 gegründet. Bei der Gründung zählte die Sektion 99 Mitglieder, 1984 waren es bereits 332 Mitglieder. Neben den reichhaltigen alpinen Programmen werden auch sportliche und kulturelle, sowie gesellige Veranstaltungen abgehalten. Ein reichhaltiges Wege- und Markierungsnetz wurden angelegt, alpine Ausbildungskurse angeboten und Zeltlager in den verschiedenen Landesteilen abgehalten.
Im Jahre 1971 wurde auf 2610 m Meereshöhe eine AVS-Hütte gebaut. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.177-178)

Bergrettungsdienst

In den 60er Jahren wurde ein Bergrettungsdienst des „Club Alpino Italiano" gegründet, dem auch AVS-Mitglieder der Sektion Martell angehörten. Im Jahre 1982 gründeten die Mitglieder des AVS- Martell eine eigene Bergrettungsgruppe innerhalb des Alpenvereins. Ihre Einsatzzentrale befindet sich im selben Gebäude, wie jene der Freiwilligen Feuerwehr. (vgl. Perkmann-Stricker, A. (1985), S.181)

Weiters gibt es im Martelltal einen *Jagd-,* einen *Fischer-* und einen *Imkerverein*, von deren Gründungsjahr aber nichts bekannt ist.

4. Quellenverzeichnis

Literatur:

- Fleischhacker, V. (1990). *Entwicklungskonzept Martelltal. Eine Grobkonzeption*. Auftraggeber: Autonome Provinz Bozen, Zentralamt für Raumordnung. Wien: Österreichisches Institut für Raumplanung (ÖIR).

- Perkmann-Stricker, A. (1985). *Das Martelltal eine Chronik*. Hrsg: Gemeinde Martell, anlässlich des 175. Tiroler Gedenkjahres.

- Perkmann-Stricker, A. (1991). *Frühmesserbuch. Marteller Chronik des Josef Eberhöfer*. Hrsg: Gemeinde Martell mit Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Assessorat für Schule und Kultur.

- Pfitscher, A. (2001). *Martell. Sprache und Kultur*. Hrsg: Gemeinde Martell mit Unterstützung des Stilfser Joch Nationalparkes und des LEADER II. Schlanders: Kofel GmbH.

- Pfitscher, A. (1996). *Wasserkatastrophen im Martelltal. Der 24./25.August 1987*. Hrsg: Gemeinde Martell mit Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Assessorat für Schule und Kultur. Bozen: Athesia Druck.

- Rampold, J. (1997) (7.Aufl). *Der Vinschgau. Landschaft, Geschichte und Gegenwart am Oberlauf der Etsch. Das westliche Südtirol zwischen Reschen und Meran.* Bozen: Athesia Verlag.

- Wielander, H. (1975) (4.Aufl.).*Südtiroler Gebietsführer. Zwischen Eis und Rebe. Latsch – Goldrain – Morter – Martell.* Bozen: Athesia Druck

- Winkler, G. (1973). *Bevölkerungsgeographische Untersuchungen im Martelltal.* Innsbruck-München: Universitätsverlag Wagner.

Broschüren:

- Hrsg: Tourismusverein Martell (1989). *Stausee Zufritt. Geschichte und Bau.* Frangart/Eppan: Karo Druck.

Internet:

- Wikimedia Foundation Inc. *Martell*
http://de.wikipedia.org/wiki/Martell_%28S%C3%BCdtirol%29; zugegriffen am 05.05.2006

- Gemeinde Martell
www.martell.it, zugegriffen am 10.03.2006

- Ritten Online: Herbert Vigl
www.ritten.org/kurios/woerterbuch.htm; zugegriffen am 13.03.2006

- Sport Martell Gen.MBH
www.biathlon-martell.com; zugegriffen am 10. 03.2006

- Raiffeisenverband Südtirol
www.raiffeisen.it/uploads/media/Nr._13_-_22.07.2005.pdf; zugegriffen am 10.03.2006

Bildverzeichnis:

- **Abb. auf Titelseite**, **Abb. 3**, **Abb.9:**
Dieter Drescher
http://www.suedtirol-bildagentur.com/Martell_dt.html; zugegriffen am 14.04.2006

- **Abb.1**, **Abb.2**, **Abb. 4**, **Abb.5**, **Abb.16**, **Abb.17**, **Abb.18**, **Abb.22**, **Abb.39:**
Perkmann-Stricker, A. (1985). *Das Martelltal eine Chronik*. Hrsg: Gemeinde Martell, anlässlich des 175. Tiroler Gedenkjahres.

- **Abb.6**, **Abb.7**, **Abb.23**, **Abb.24**, **Abb.25:**
Pfitscher, A. (2001). *Martell. Sprache und Kultur*. Hrsg: Gemeinde Martell mit Unterstützung des Stilfser Joch Nationalparkes und des LEADER II. Schlanders: Kofel GmbH.

- **Abb.10**, **Abb.11**, **Abb.29**, **Abb.30**, **Abb.31**, **Abb.32**, **Abb.33:**

Pfitscher, A. (1996). *Wasserkatastrophen im Martelltal. Der 24./25.August 1987*. Hrsg: Gemeinde Martell mit Unterstützung der Südtiroler Landesregierung, Assessorat für Schule und Kultur. Bozen: Athesia Druck.

- **Abb.8**, **Abb.26**, **Abb.27**, **Abb.34**, **Abb.35**, **Abb.36**, **Abb.37**, **Abb.38:**

Gemeinde Martell
http://www.gemeinde.martell.bz.it/default_de.htm; zugegriffen am 15.03.2006

- **Abb.19**, **Abb.20**, **Abb.21:**

Hrgs.Tourismusverein Martell (1996) (Nr.2). *Das Tal Journal. Informationen, Kurioses,Interessantes. …aus der Geschichte und dem Alltag des Tales…* . Frangart/Eppan: Karo Druck.

- **Abb. 12:**

SEWA KG
http://suedtirolguide.suedtiroliminternet.com/media/vinschgau-1.jpg; zugegriffen am 15.05.2006

- **Abb.13:**

Parallaxis - digitale medien
http://www.theiner.it/images/Vinschgau-Marienberg.jpg; zugegriffen am 15.05.2006

- **Abb. 14:**

Tom Wollweber
http://members.aol.com/vivintern/vinschg.jpg; zugegriffen am 15.05.2006

- **Abb.15:**

Carsten Clasohm
http://www.clasohm.com/photodb/img/3170-md.jpg; zugegriffen am 15.05.2006

- **Abb.28:**

Intermed Verlagsgesellschaft MBH
http://www.gesundheit-aktuell.de/typo3temp/7ca264b14d.jpg; zugegriffen am 15.05.2006

- **Landkarten:**

Autonome Provinz Bozen
http://www.provincia.bz.it/raumordnung/geodaten/; zugegriffen am 17.04.2006

und

http://tirolatlas.uibk.ac.at/places/show.py/index?id=210049;lang=de; zugegriffen am 17.04.2006